Zweierlei Juden.

Zweierlei Juden.

Erzählungen

von

Michael Klapp.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1870.

Meiner Mutter

in unbegrenzter Liebe

zugeeignet.

Inhalt.

I.

Die Flagellanten.

Erstes Capitel.

Eisik Adler.

Der erste Frühlingsmorgen des Jahres 1346 tauchte seine glührothen Strahlen in die stillen Fluten des Mains, der in aller Ruhe der schnellen Veränderung nachzudenken schien, die mit ihm seit wenigen Tagen vorgegangen; ich weiß nicht, schien ihm alles ein Traum oder suchte er mit seinen hellblauen Augen den Jüngling, der ihn wieder aus den starren Umarmungen des graubärtigen Winters gerissen und an die lebenstrotzende Mutterbrust der Natur geführt. Ist es uns Menschen doch gerade so beim Eintritte des Lenzes, als hätten wir den Winter über geschlafen. Thor, wer da glaubt, man werde nur einmal geboren; jeder Frühling bringt unsere Wiedergeburt, denn sind wir im Winter was anderem ähnlich als eingesponnenen auferstehungsharrenden Puppen?

Doch kehren wir wieder zu unserem Main zurück, an dessen Ufern sich bereits eine lustige Burschenschaar gelagert, weithinaus die buntgestrickten Netze in die Tiefe senkend, um frische Wellenbrut für die Mittags-

tafel zu fangen. Die Kleinen mochten noch nicht lange sehnsüchtigen Auges in die Fluten geschielt haben, als längs des Ufers ein Mann von Ferne auf sie zugeschritten kam, den sie alle erstaunt angafften. Er war eine große Gestalt, sein fahles abgemagertes Gesicht erzählte die Geschichte seiner Leiden, die Kleidung sah mehr einem Congregate von nicht zusammenhängenden Tuchfetzen als einem einfach organisirten Rocke ähnlich; auf dem wirren Haarbüschel seines Scheitels saß die sogenannte „Gugel“ (die den damaligen deutschen Juden vorgeschriebene Kopfbedeckung, eine Art großer weiter Kappe, auch Judenkappe genannt) aus rothem Tuche verfertigt. Kein einziger von den Jungen redete den Heranschreitenden an, und als er in ihrer unmittelbaren Nähe sich befand, traten sie einige Schritte zurück und ein spöttisches Lächeln, das über die Mienen Aller fuhr, zeigte klar den Abscheu an, den sie diesem Fremden gegenüber empfanden. Dem Manne mußte dies nichts neues gewesen sein; er war ja ein Jude, und seine rothe Kappe, deutete sie nicht der damaligen Christenheit an, daß er ihr Spielball sei, daß sich jeder Gassenjunge unterfangen dürfe, des Reiches Kammerknecht mit Koth zu bewerfen? Er faßte sich ein Herz, und auf den einen der kleinen Spottvögel zuschreitend, fragte er ihn beim Kinne fassend: „Weißt Du nicht, Jüngele, wo die Frankfurter Jüdengass' ist?“

„Rühr' mich nicht an, Jud!“ antwortete der Kleine und lief, sich das Kinn abwischend, davon. Des Juden Versuch sollte aber dennoch nicht vergebens

gewesen sein, denn alsbald trat einer aus der Jungen Mitte, ein bildschöner Knabe mit rothen Wangen und einem Augenpaare, das seine ganze Herzensgüte verrieth, und den Juden an der Hand fassend, sprach er gutmüthig:

„Komm', Jud, ich will Dir zeigen, wo die Deinigen wohnen." Dem Juden trat eine Thräne in das Auge und die Freude über den gefundenen Leiter ließ ihn sogar die Scheltworte nicht vernehmen, die ihm die zurückgebliebene Frankfurter Gassenjugend nachsandte. Die Beiden gingen schweigend am Ufer des Mains dahin, durchschritten einige der unzähligen kleinen Gäßchen, mit denen Frankfurt in den entlegenen Stadttheilen gesegnet ist, und befanden sich bald inmitten der großen deutschen Reichsstadt, die mit ihren spitzen Thürmen noch heutzutag, ein schönes Denkmal einstiger Größe und Herrlichkeit, auf die herrlichen Mainthäler hinabschaut.

Die gewerbsthätige Bürgerschaft war schon längst auf den Füßen, in allen Straßen mischte sich Klein und Groß untereinander; jeder hatte andere Wege, jeder ein anderes Ziel für den Tag vor Augen. Das war ein Hämmern und ein Schmieden, ein Klopfen und Lärmen in allen offenen Läden, daß einem das Herz froh schlagen mußte beim Anblicke dieser echten deutschen Reichsbürger; und erst, wenn ein schönes Lied, selbst erfunden, oder irgend einem Meistersänger nachgesungen, aus dem Munde der Gesellen in der Werkstätte ertönte, da mußte man glauben, daß es gar keine Arbeit auf der Erde gäbe; jede, und auch

die schwerste wird süß, wenn Frohsinn und ein schöner Sang sie zu würzen wissen. Ich weiß nicht, ob der Jude, der sich in das Frankfurter Ghetto führen ließ, gerade dasselbe dachte, denn sein Sinn schien auf etwas anderes hingerichtet. Unbilden hatte er keine zu erfahren, denn dazu war der größte Theil der Frankfurter Bürger zu stolz, um sich um einen Kammerknecht zu kümmern. Er erregte blos die Aufmerksamkeit derer, denen die Judenkappen noch neu waren, und die sich, weil die Frankfurter Juden keine solche Gugel zu tragen brauchten, nicht genug sattsehen konnten an den rothen Kappen.

Der Jude mochte noch ein Viertelstündchen in Begleitung seines jungen Freundes gegangen sein, als sie vor einem der entferntesten Stadttheile Halt machten. „Da hast Du die Judengasse," sagte der Kleine und deutete mit dem Finger auf ein weit geöffnetes Thor, das die Perspektive in das Innere des Frankfurter Ghettos zuließ. Der Jude dankte, dem Jungen das schöne Händchen drückend, und etwas in den Bart murmelnd, das der kleine Frankfurter Reichsbürger wahrscheinlich nicht verstand, ging er eiligst in die Gassen, wo seine Glaubensbrüder wohnten.

Die Frankfurter Judengasse that es in nichts allen andern Ghettos in Deutschland zuvor, dieselbe egyptische Finsterniß, dasselbe schlammige Aussehen, damals die stehende Charakteristik der deutschen und italienischen Judenstädte. Sollte man es vielleicht als einen Vorzug gelten lassen, daß die Frankfurter Judenstadt nicht an den Ufern des Flusses gelegen

war, und daß also die biedern Frankfurter den übrigen deutschen Städten es nachzuahmen verschmähten, die da die Juden immer an's Ufer hinzupflanzen pflegten, wahrscheinlich um sie bei Gelegenheit als Sündenböcke in's Wasser zu treiben?

Auch auf die neugierige Gassenjugend des Ghettos hatte die Erscheinung des Juden mit der rothen Gugel nicht verfehlt, gewaltigen Eindruck zu machen. Daß er zu den Ihrigen gehörte, konnten sie aus seiner ganzen Art und Weise einherzugehen, entnehmen, aber etwas phantastisch mußte ihnen seine Kopfbedeckung dennoch geschienen haben, denn sonst hätten sie ihn nicht gleich beim Eintritt in die Gasse umzingelt und ihn gefragt, was und wohin er wolle. Neugierde hatte die sonst so spröden Buben auf einmal zu den gefälligsten Leuten gemacht und sie rissen sich um den Vorrang, wer den Fremden zu Eisik Adler führen solle, zu dem er begehrte, bis sie nach vielem Hader endlich beschlossen, ihn in corpore allesammt zu Reb Eisik zu begleiten. Der Jude mußte sich der Ehrengarde fügen, und so ging es denn unter Schreien und Lärmen das Fleischmärktel hinauf, an dessen oberem Ende Eisik Adler wohnen sollte. Ehe er am Fleischmärktel anlangte, rief der etwas absonderliche bunte Zug das Lachen der Umstehenden hervor.

„Zimmes!“ sprach Leser Fertl, der vor seinem Specereigewölbe stand, zu seinem Commis, „wer ist der Chogel gogel dorten, he?“ — „Der König von Cypern oder ein Schnorrer,“ gab Zimmes zur Antwort und lachte selbst laut auf, als er voll Aerger

sah, daß keiner über seinen schlechten Witz lachen wollte. Im Badegäßchen war die dicke breite Jüdin, die Branntweinhändlerin Bele Schwarz, von falstaffischer Peripherie, ganz außer sich, als der Zug herankam, und wäre nicht gerade Madame Golde Dalkenbäckerin neben ihr gestanden, die ihr klagte, daß der Lebkuchen so theuer sei, sie hätte gewiß den Fremden zu einem „Gläsel Schnaps" und einem „Stückel Marcipan" geladen, um von ihm zu erfahren, wer er denn eigentlich sei.

„Soll Dir Deine Babe*) leben," sprach die alte Madame Meisel zu ihrem Enkel Feiwisch, „das ist wieder ein Bocher**), der sich kommt auf die Gemeinde hinaufzulegen," und dabei sagte sie in ihrem Gebetbuch weiter, wo sie stehen geblieben. So kreuzten sich mannigfache Vermuthungen im Hirn mancher Ghettobewohner, aber darin stimmten alle überein, daß er dem Aussehen nach ein gewaltiger Dalesplatz***) sein müsse.

Der Zug war, während wir uns um die Repräsentanten der öffentlichen Meinung etwas umgesehen, am Fleischmärktel vor dem Hause Eisik Adler's angelangt und der eintretende Jude gab dem einen Jungen ein Zweigroschenstück mit dem Bedeuten, daß er es unter seine Kommilitonen theilen möge. Voll Enthusiasmus lief die ganze Schaar mit dem Inhaber des

*) Großmutter.
**) Talmudgelehrtenschüler.
***) Armer Mensch.

Zweigroschenstückes nun davon. Bei Golde Dalken-bäckerin sollen sie bald darauf bei einer Schüssel würziger Dalken in aller Ehrfurcht ihres Fremden gedacht haben.

Wir machen uns jetzt, bevor wir zu unserem Juden, der indeß in dem erfragten Hause angelangt, zurückkehren, erst etwas mit den Helden unserer Geschichte, Eisik Adler und seiner liebenswürdigen Familie, bekannt.

Eisik Adler war in ganz Frankfurt als ein biederer, rechtschaffener Mann bekannt. Wenn er auch gar nicht reich zu nennen war und nur über ein mäßiges Capital zu verfügen hatte, so war sein Haus dennoch ein Herd für alle Dürftigen. Von Weit und Breit kamen durchreisende Talmudschüler und derlei andere Persönlichkeiten, deren schwächste Seite das Geld war, nach Frankfurt, und da war freilich Eisik Adler immer der Erste unter den Gemeindegliedern, der die meisten Freitische gab, „zur Ehre Gottes," wie er sich auszudrücken pflegte. Seine strenge Rechtlichkeit, die er auch seinen christlichen Mitbrüdern gegenüber an den Tag legte, trug weiter bei, ihn zu den beliebtesten Juden der Umgegend zu machen. „Wenn man von Eisik Adler redet, muß man sich die Händ' waschen," sagten alle Leute; kurz er war fast der Einzige, der sich rühmen konnte, keinen Neider zu haben, was in einer großen Khile, wo selbst der Khideschlewanaschreier*) beneidet wird, immer viel heißen mag.

*) Gemeindediener, der zu Anfang des Monates die Juden an das Neumondgebet erinnert.

Eisik war auch nicht ehrgeizig; eine dritte nicht genug zu schätzende Eigenschaft dieses Biedermannes; wie oft wollte man ihn nicht schon zum Synagogenvorsteher, zum Gemeindevorstand machen, Eisik wies alles zurück, er wollte unabhängig sein und nicht das Brod der Gemeinde essen; hatte man ihm dagegen ein „Sitzen" — die Gevatterstelle bei einer Beschneidung — offerirt, was sehr oft geschah, das hatte er dann nie abgelehnt, auch wenn es bei dürftigen Leuten mit einigen Unkosten verbunden war.

Sein Weib Schewe stand ihm, was Herzensgüte und Biederkeit anbelangt, gar nicht nach; sie war in ganz Frankfurt als ein „Fromm' Weib," also der Inbegriff alles dessen, was man von einer Frau Gutes in der Gemeinde zu sagen weiß, bekannt. Die Tochter eines reichen Wormser Juden, hatte sie in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt, sich so viel Bildung zu verschaffen, daß sie es mit jedem Burggrafentöchterlein von damals aufnehmen konnte. Daß sie einmal sehr schön gewesen, konnte man aus den noch immer feinen, regelmäßigen Zügen ihres schon gealterten Antlitzes entnehmen, und Eisik mußte es noch oft anhören, wie die Leute, die zu ihm kamen, sein „schönes Gusto" anpriesen. Wie man es aber gewöhnlich nicht der ganzen Welt recht thun kann, so mußte auch Eisik Adler's Schewe oft erfahren, wie böswillig manchesmal in der Gemeinde ihrer gedacht werde. Da war sie den frömmlerischen Weibern der Gemeinde, denen ein „Siderl" (Gebetbuch) über alles ging und die ihren Gott nur auf den Lippen und nicht im Herzen

trugen, ein Stein des Anstosses, weil sie nicht gewöhnt war, alle Gebetbücher „aufzuessen,“ sondern einen edlen, rechtschaffenen Lebenswandel allen frömmlerischen Uebertreibungen vorzog.

War ihr in Allem ihr Eisik ein Vorbild gewesen, warum sollte er es ihr nicht auch hier sein?

Wo der Stamm nun so hochwüchsig, so kernig war, konnte es da fehlen, daß auch der Zweig ein solcher werde? Wahrlich, es war kein Wunder, daß das Adlerische Ehepaar mit einem Kinde gesegnet gewesen, wie es Marjim war. Ihre Züge vereinigten den adeligen Schmelz des sanften Mutterantlitzes mit einem Anfluge von dem männlichen Ernst ihres Vaters. Ihre Gestalt, schlank wie die junge Ceder, ihr seelenvolles schwarzes Auge, ihre blühende, von südlich dunkler Glut angehauchte Gesichtsfarbe, alles vereinigte sich, ihrem Aeußeren den Stempel vollendeter Schönheit aufzudrücken. Nicht weniger glänzend ausgestattet war ihr Inneres; Marjim Adler war das Muster eines liebenden Kindes, sie lebte nur ihren Eltern; ihnen war ihr Thun und Lassen geweiht. Wenn sie den fleißigen Vater aus dem „Orte“ kommen sah, mit dem sprechendsten Zeugen seines Fleißes, dem Schweiße auf der Stirne, wie gerne hätte sie da seine Lasten ihm abgenommen, um sie selber für immer zu tragen! An der Mutter hing sie mit der sorgfältigsten Zärtlichkeit, das Blaue vom Himmel hätte sie ihr herabholen mögen. Freilich lernte sie nicht Französisch und nicht Englisch, wie es unsere heutigen noblen Judenfräulein zu thun pflegen, ehe sie noch deutsch können,

dagegen hatte sie die Bibel kennen gelernt, sie war ihren Vorfahren nachgezogen durch die sandige Wüste und hatte sie in's Land der Länder, in das gelobte Kanaa begleitet, hat gejubelt mit den Siegern vor Jericho und geweint mit den Gefangenen an den stolzen Flüssen Babels. Die Gegenwart mit ihrem gräulichen, judenfeindlichen Gebaren konnte ihr nicht behagen, wo anders sollte sie Beruhigung und einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft gewinnen, als in den begeisterten Gesängen der Propheten? Wie schlug das Herz Eisik's und seiner Schewe in Glaubensmuth und Stolz, wenn ihnen bei der Nachricht irgend einer traurigen Vertreibung oder Niedermetzelung deutscher Juden ihre Marjim mit thränenerstickten Worten die Worte des Propheten Jesaias, die von einem kommenden goldenen Zeitalter des jüdischen Volkes künden, vorlas.

So war Marjim zur Jungfrau herangeblüht, die Freude und der Stolz ihres Hauses und des ganzen Frankfurter Ghettos. An Schmetterlingen, die die Rose der Frankfurter Judenstadt umflatterten, fehlte es freilich nicht. Einem nur erschloß sich die keusche Blüthe ihres Herzens, und das war Selig König, der Sohn des Mainzer Gemeindevorstandes. Es waren gerade zwei Jahre vor dem Beginne unserer Geschichte, als Selig von seinem Vater nach Frankfurt auf die hohe Talmudschule gesandt wurde, wo damals der berühmte Rabbi Amram lehrte. Der Mainzer Gemeindevorstand wußte, daß sein Sohn in keinem Hause besser versorgt sein könne, als in dem des in allen deutschen Gemeinden

für wacker anerkannten Reb Eisik Adler, wo er ihn denn auch wirklich unterbrachte. Der junge Talmudstudiosus ward in der Adlerischen Familie wie ein eigenes Kind angesehen, und sein offenes, allem Schönen zugängliches Herz suchte nicht lange nach einem verwandten; er fand es alsbald in der Tochter seines Hausherrn. „Selig König und Marjim Adler, ein schöneres Pärchen könne es gar nicht geben," sagte man in der Frankfurter Gemeinde. Und es war wirklich so. Ich brauche von dem Aeußeren Selig Königs wohl nicht zu sprechen, meine schönen Leserinnen können sich denken, daß sich Marjim Adler keinen „unseligen Bachur" nehmen werde. Er war nebenbei gesagt der Erste unter Rabbi Amrams Schülern und zur Zeit unserer Erzählung bereits einer Placirung als Rabbiner einer Gemeinde gewärtig. Nur diesem letzteren Umstande ist es zuzuschreiben, das Reb Eisik endlich nach zweijährigem Weigern in die Verlobung der beiden jungen Leute gewilligt. So finden wir nun jetzt die „Partie" zwischen Selig König und Marjim Adler bereits seit einigen Wochen fertig vor.

Das letzte Glied der Adlerischen Familie, das wir noch zu portraitiren haben, ist der „meschuggene Ded" (Verrückte Großvater), der Vater von Eisik's Eheweib.

Der dem Grabe zueilende Greis hatte sich diesen Beinamen durch sein sonderbares Betragen zugezogen. Wie der König Saul hatte der „Ded" seine böse Stunde, in der er sich mit lächerlichem Pathos als der Prophet Jeremias in der Frankfurter Gemeinde gerirte. Seine

Erscheinung hatte allerdings einen prophetischen Anflug; das silberweiße Haar floß in Ringellocken um das kühngeformte Haupt, dem abgezehrten runzligen Gesichte mit den strengen Zügen gab der graue lange Bart, der es umschattete, einen eigenthümlichen Größen-Nimbus. Der Ded saß gewöhnlich den Tag über in seinem breitsitzigen Lehnstuhl, die Hand an der bleichen Stirne, das ausgeglühte Auge stierte immerfort in das kleine Büchelchen, das er den tausendjährigen Kalender nannte, und wo er, wenn man ihn fragte, die Zeit genau anzugeben wußte, wann Jeruschalajim und sein Tempel werde wieder aufgebaut werden. Und wenn es Abend wurde, da ging er gewöhnlich auf den Judenring hinaus und hielt mit gotterfüllter Begeisterung den um ihn versammelten Gassenjungen seine erschütternde Bußpredigt Buch I Kapitel IV. Jeremias. Daß der „meschuggene Ded“ bei solchem Treiben die Zielscheibe des Spottes der Gemeindeleute wurde, versteht sich von selbst. Die wenigsten hatten mit dem Unglücklichen Mitleid; weil er sich unbewußt ihrem Spotte selber preisgab, glaubten sie noch mehr Recht zu haben, ihn zum Spielball ihres verletzenden Humors zu machen. Der Ded soll vor Jahren einer der angesehensten Männer in der Judengemeinde zu Worms gewesen sein und dort bei Ausbruch einer blutigen Judenverfolgung den Verstand verloren haben. Im Hause seines Eidams, wo er seitdem gepflegt ward, unterhielt er mit seinen Angehörigen wenig Umgang; in sein Stübchen eingeschlossen, durfte nur zu gewissen Zeiten Marjim, an der er mit unaussprechlicher Liebe

hing, zu ihm kommen. Die gute Marjim mag wohl Keiner in der Gemeinde um das Vergnügen dieser Gesellschaft beneidet haben, doch mit der ihr eigenen Sanftmuth wußte sie auch diesen Verkehr mit ihrem Ded mit Freundlichkeit und Zartsinn zu unterhalten. Ihn nicht reizend durch Widerspruch, hörte sie seine Jeremiaden gutwillig an; und oft mußte sie, wenn er von den göttlichen Strafgerichten, die über das gottvergessene Volk hereinbrechen werden, redete, an ihre nächste Gegenwart denken, und da wollte ihr denn doch es manchmal nicht eingehen, daß der Ded verrückt sei; er schien ihr vielmehr als ein warnender Engel, der gesandt sei, dem sündigen Volke die drohende Strafe zu verkünden....

Die Zeit, die ich gebraucht, um meine lieben Leser mit der Adlerischen Familie näher bekannt zu machen, hatte der Jude mit der rothen Gugel nicht unbenützt vorüber gehen lassen. Obwohl gar nicht gekannt, wurde er mit der gewohnten Zuvorkommenheit von Schewe Adler aufgenommen, Eisik war noch nicht zu Hause und Marjim im trauten Gespräche mit ihrem Bräutigam Selig König in ihrem dem Empfangszimmer zunächstliegenden Gemache. „Seid willkommen; doch darf ich nicht wissen, was Ihr mit meinem Eisik zu reden habt?“ fragte Schewe, ihre angeborene Neugierde gar nicht verbergend. „Ihr verzeiht mir's schon, daß ich's Euch nicht sagen darf, doch will ich, wenn Ihr's erlaubt, ein bissel auf Reb Eisikleben warten.“ ... Es hatte der Fremde noch nicht ausgeredet, als schon Schewe Adler, der zwar das schnelle Ablehnen nicht sehr behagt

haben mochte, ihm einen Sessel zum Niedersetzen hinrückte, welchem Anerbieten auch der Fremde folgte.

Aufgebracht konnte die alte Adler nicht gewesen sein, denn sonst würde sie das „Reb Eisikleben“ des Juden nicht so freundlich angehört haben; den Kampf aber mit dem hartnäckig stillschweigenden Fremden wollte sie dennoch nicht gerne aufgeben und so suchte sie denn durch langes Hin- und Herreden wenigstens zu erfahren, wo er denn zu Hause sei. Doch auch das wollte sich der begugelte Geheimnißthuer nicht so schnell abzwingen lassen und nachdem die Adlerin geredet, was, wie man im Ghetto sagte, „nit gehogen und nit gestogen ist,“ um ihn in's Gehege zu bekommen, erbarmte er sich ihrer und sagte ihr, daß er in Ansbach zu Hause sei.

Mit der Beruhigung Schewe's, glaubte der Fremde, werde nun das Fragen und Antwortgeben, das ihm nicht sehr genehm schien, ein Ende haben; aber zu seinem Erstaunen kam, als er Ansbach als seine Heimat nannte, aus einem Ofenwinkel eine Gestalt auf ihn zugesprungen, die eher dem Katzengeschlechte als dem gottähnlichen anzugehören schien.

Es war die alte Köchin des Adlerischen Hauses, Zirl, die seit langen Jahren schon im Hause Eisik Adler's diente. Die „altgebackene Köchin“ unter dem Spitznamen Zirl im ganzen Ghetto bekannt — war wie gesagt nicht danach angethan, um jedermanns Wohlgefallen zu erregen. Und so war denn auch der Ansbacher, obzwar er auch an solche Küchenexemplare gewöhnt war, nicht wenig überrascht, als er die Alte

mit Fragen an sich herstürzen sah, was der und jener in Ansbach mache, wie es der Madame Selde Schulklopferin gehe und ob Ruwkele Preißler noch am Leben u. s. w. u. s. w.

Zirl war nämlich in Ansbach vor mehr als dreißig Jahren in Diensten gestanden, und das Heimweh hatte sie mit allem seinem romantischen Schauer und poetischen Herzklopfen hinter ihrem rußigen Ofenloch, ihrer gewöhnlichen Residenz, gepackt, als sie seit lange wieder von dem Ansbach reden hörte, wo sie ihre freudegesättigten Lehrjahre zugebracht. Zum Glücke für den Fremden kam gerade, als er auf so vieles antworten wollte, Eisik Adler zur Thüre herein, worauf die altgebackene Köchin ihren Pythiastuhl wieder aufsuchte. Eisik war kaum des Fremden ansichtig geworden, als er mit einem ganz verwunderungsvollen „Friede mit Euch!“ auf ihn zuging und ihn herzlich begrüßte.

„Das hätt' ich mir wirklich nicht vorgestellt, daß ich von Euch doch einmal die Ehre haben werde, Reb Feiwel!“ sagte freundlich Eisik Adler, die Hand des Fremden schüttelnd, und zu seiner Schewe sich wendend, fuhr er fort: „Das ist Reb Feiwel Ansbach, Scheweleben, ein Mann, der mir einmal sehr viel Guts gethan hat.“ Schewe, die sich in ihrer Neugierde noch immer nicht ganz befriedigt sah, machte mit gezwungener Miene ihre Freudenbezeigung. Die beiden Freunde hatten nun nicht lange über ihre gegenseitigen Schicksale gesprochen, als Reb Feiwel Ansbach das Verlangen stellte, Eisik Adler unter vier Augen sprechen zu können. Gleich darauf hatten die beiden Männer das Gesinde-

zimmer verlassen, um in einem kleinen, rückwärts gelegenen Zimmer, das gewöhnlich Eisik Adler in freien Stunden als Studirzimmer zu benützen pflegte, ungestört ihre geheime Unterredung zu halten.

Zweites Capitel.

Im „goldenen Bären.“

Im Schützenhause ging es gar lustig zu. Es war Samstag Abend und die fröhlichen Zecher läuteten den kommenden Sonntag mit Fiedelklang und Becherschwingen ein. Frankfurt war zu der Zeit reich an Localen, wo man bei vollem Humpen Leid und Freud in kräftigen Gesängen austönen lassen konnte; aber das Schild des „goldenen Bären“ hatte für die Frankfurter Zunftgenossen die meiste Anziehungskraft; einestheils war man sicher, dort keine Patricier zu treffen, mit denen man auch nicht einmal beim Rebensafte sich vertragen konnte, anderstheils wußte Meister Runkel, der Wirth zum „goldenen Bären“ und ganz Frankfurts lustiger Rath, mit tausend Späßen seinen etwas sauren Wein zu versüßen.

Da trafen nun allwöchentlich die Meistercollegien zusammen, um ihre Herzen gegenseitig auszuschütten, und so manches Meisterlein mußte bei Anbruch des Morgens von seinen Zunftbrüdern nach Hause gebracht werden, um sich nicht über die Frage, ob sich

denn sein Kopf oder die Erde drehe, auf dem harten Pflaster der Frankfurter Straßen den Kopf zu zerbrechen.

Lustige Wirthschaft war im „goldenen Bären" immer an der Tagesordnung, und das deutete schon das schönbemalte Schild an, das unter einem vierbeinigen Tische die Zecher trunken untereinander gewürfelt, darstellte und auf dem in großen Buchstaben die stolzen Verse angeschrieben waren:

Dem Patricierthum und der Capuze,
Betrinkt sich hier die Zunft, zum Trutze.

Uebrigens hätte es auch dieses inhaltvollen Schildes nicht bedurft, um die Tendenz der Stammgäste im „goldenen Bären" nicht zu verkennen, stand sie doch lebend in dem breitgebauten Weingesichte Meister Runkel's verkörpert da! Er hatte ein Ränzlein sich angemästet, von dem er selber immer sagte, daß alle Frankfurter Herren vom großen Rath beim jüngsten Gericht darin in dem zu Wasser gewordenen Wein ersaufen könnten. Wer Meister Spaß, wie man auch Runkel zu nennen pflegte, von früher kannte, der hätte sicher wahrgenommen, wie die einzelnen Abhänge seiner gewaltig gewölbten Nase immer successiv röther und röther geworden, bis sie endlich zur Zeit unserer Erzählung jenen meteorenhaften Flammenglanz erhalten, welcher die Glorie und den Glanz aller Bacchuskinder ausmacht. Meister Spaß war auch ein gewaltiger Astronom; Vollmond nannte er die Zeit, wo beide Theile seines Bacchustempels dicht besetzt waren, erstes und letztes Viertel, wenn nur eine Scheibe desselben

von Weingesichtern beleuchtet war, Neumond trat ein zur Zeit der Fasten, wo kein Frankfurter Kind in sein Loch hinein wollte.

Und so ist denn auch heute für Meister Spaß die Zeit des Vollmondes. Durch die etwas dunklen Gewölbe des „goldenen Bären“ ziehen sich die dichtbesetzten Bänke mit krugbelagerten Tischen hindurch. Große männliche Gestalten mit Fäusten, denen man ansieht, daß sie außer den Karten auch den Hammer schwingen können, bilden sich zu einzelnen Gruppen, um die sich der lustige Wirth immer zu thun macht. Der größte Knäuel mag beim oberen letzten Fenster des Schützenhauses, welches das Licht von draußen in die Stube leitet, beisammen sein.

Die Conversation wird hier am lebhaftesten geführt, und man kann fast die einzelnen Stimmen der hitzigen Gesellen gar nicht erkennen, so wirr sprechen sie untereinander, und so gedrängt stecken sie die Köpfe alle zusammen, daß, wenn nicht der Eine oder der Andere ein schönes Zügel aus dem Humpen machte, man wahrlich Mühe hätte zu unterscheiden, was Krüge und was Köpfe am Tische seien. Da saß obenan Meister Jürgen, der Alleweltschänder, der bei Ahle und Pfriemen die muthwilligste Sängerei trieb. Er hatte für jedes Individuum Frankfurts ein Spottlied in Bereitschaft und wenn es sich jemand hätte einfallen lassen, zu sagen, daß er seine Lieder nicht verstehe und daß sie sämmtlich nach Schusterpech riechen, der dürfte gewiß nicht ohne einen Commentar, den Jürgen mit den Fäusten führte, davongekommen sein. So ward er

binnen kurzem der Gefürchtetste in der Reichsstadt und konnte von allen Seiten die unfreiwilligsten Lobreden auf seine Poeterei hinnehmen. Ihm gegenüber saß der Binderinnungsvorsteher Ruprecht, genannt der Reichswedel, weil er den Leuten glauben machte, in seiner Werkstätte eine Hexenküche zu haben, wo er als ein zweiter Satanas über sämmtliche Hexen und Meerkatzen des heiligen römischen Reiches den Scepter führe. Der gute Mann hatte zwar sehr wenig Teuflisches an sich, aber der Umstand, daß man in seine Werkstätte nie vor qualmendem Rauche eintreten konnte, unterstützte den Glauben an das, was man von des Reichswedels Hexenküche fabelte. Doch brauchte man nur mit Ruprecht gewerblich näher umzugehen, um einzusehen, daß er nichts anderes sei als ein gutes Frankfurter Reichsstadtkind, das sich wie andere von Weißbrod, Fleisch und Wein nährt.

Der Platz neben Ruprecht war gewöhnlich leer, denn der Goldschmied Hintze hatte es so angeordnet, und dieses Mannes Rath war immer Befehl. Er war Frankfurts Factotum, und da er seiner Beleibtheit wegen sich nicht gerne eingezwängt sah und unmittelbar neben Ruprecht zu sitzen kam, so sagte er, daß es so Sitte sei, daß neben dem Teufel der Platz leer bleibe, und bei der Leichtgläubigkeit der guten Reichsstädter befand sich der Hintze sehr behaglich. Einmal wollte schon der lustige Rath Meister Spaß das horror vacui, die mystische Leere zwischen Ruprecht und Hintze, ausfüllen, aber zum allgemeinen Gelächter und Erstaunen derer, die dem Probestückchen beiwohnten,

glitschte er immer von dem Platze herunter, sowie er zu sitzen wähnte, als wenn der Platz wirklich mit Gottseibeiunspulver bestreut gewesen wäre.

Das war ungefähr so das Triumvirat erwähnter Tischgesellschaft, um das herum in dichten Reihen die einzelnen Glieder der Binder-, Goldschmied- und Schusterzunft sich gruppirten. Das Fähnlein dieser Weinkämpen war so ganz unter sich eins, Ein Herz und Eine Seele; was der Eine sprach, war immer allen Anderen wie aus der Seele gesprochen, und wir werden im Verlaufe unserer Erzählung bemerken, wie diese Einigkeit in der Meinung auch in den Thaten sich kundgab. Wortführer war immer Hintze, der Goldschmied, ein Mann, der sich tüchtig in der Welt herumgehaut und sein bischen Erfahrung den Leuten, die ihm wie einem Gotte Glauben schenkten, auskramte. Chorus machten Ruprecht und der Alleweltschänder, und wenn dann durch das oder jenes Alles im rechten Feuer war, da sprach letzterer noch gewöhnlich einen Epilog auf die Odysseusfahrten Hintzens in zottigen Knittelreimen, um ja keinen vergessen zu lassen, wer er denn eigentlich sei. Was gibt es denn heute, das die ehrenfeste Gesellschaft so ungewöhnlich aufregt? Die Humpen sind außer aller Art noch gefüllt, dafür hat sich aber ein Wettkampf der Zungen entsponnen, der ein heißer zu werden anfängt.

Mit großer Mühe sucht der Alleweltschänder mit seinem tief groben Baß durch das Gewirre der Stimmen durchzudringen. „Das wär' was Schönes,“ ruft er mit seinem Pathos und schlägt auf den Tisch, um

sich Geltung zu verschaffen, „wenn nicht auch der Jürgen seine Meinung hätte. Ich sag' Euch, den Baier müssen wir haben oder keinen!“ Der gewaltige Ruf, von dem die Zuhörer etwas mehr als ein Ohrenklingen bekommen haben mögen, drang durch und man hörte alsbald rufen und schreien: „Der Jürgen soll reden!“ Indessen waren durch den kleinen Tumult die übrigen Gäste des „goldenen Bären“ herangezogen worden und die ursprünglichen Umlagerer des oberen Tisches waren nicht wenig stolz darauf, so viel Aufmerksamkeit erregt zu haben, und glaubten sich darum befugt, den Lärm zu steigern. „Ich sag' Euch, Gesellen, den Ludwig müssen wir behalten, wenn unser braver Wein nicht zu Wasser werden soll!“ fiel Jürgen wieder ein und dabei trank er wieder. „Bedächtig, bedächtig!“ rief jetzt Hintze der Goldschmied, „der Jürgen hat Recht. Wir sind Frankfurter; vergessen denn die Herren von Mainz, Pfalz, Trier, und wie das ganze Geschmeiß der bösen Kurfürstensieben heißen mag, vergessen sie denn, daß frank, frei bei uns heißt? Der Stolz des Reichs sind seine freien Städte, und Frankfurt, unser Frankfurt zumeist wird es nicht zugeben, daß man Karl von Böhmen auf Ludwig's Thron setze. Ha, ha, ha, erst sollen sie's probiren, es mit einem Kerl aufzunehmen und durchzukämpfen wie Friedrich der Oesterreicher war, mit dem sich der brave Ludwig auf Leben und Tod um's Reich gebalgt, dann werden sie wissen, wie es einem schmeckt, abgesetzt zu werden.“ Die Haranguirung der Umstehenden von Seite des kreuz-

braven Hintze wurde hier vom Alleweltschänder unterbrochen, der aus vollem Halse zu singen anfing:

„Schenkt, Meister! schenkt, Spaß! Euren Sauren ein!
Der Ludwig, der Baier, muß König sein!“

Ich weiß nicht, war das wirklich der gelungenste Vers, den Poet Jürgen Zeit seines Lebens gemacht, oder wirkte die zeitgemäße Pointe der letzten Zeile so mächtig auf die stürmisch bewegten Gemüther, kurz, sei's wie es wolle, die Worte Jürgen's wurden im lauten Chorus wiederholt. Jürgen war auf eine Zeit lang nun wieder in seinem Dichterehrgeiz befriedigt und zog sich in die Einsamkeit seines Weinkruges zurück. Da kam der lustige Rath Meister Spaß herangewackelt wie ein buntbeflaggter Dreimaster, und ein herzliches Gelächter hatte sich Aller bemächtigt; Meister Spaß hatte eine gelbe Papierkrone auf seinem Haupte, in deren hohlen Räumen die zwei größten Weinhumpen des „goldenen Bären“ Platz fanden; um seinen Leib hatte er ein weißes Schlafwams, das andern als Mantel hätte dienen können, mit buntfarbigen Bändern verziert, und in der Hand hielt er einen Scepter, der aus den Blättern seines Schuldenbuches bestand. „Wollen die Herren Zünfte nicht mich als König haben, ich wüßt's noch besser, als der Ludwig anzustellen. Ich schwör's Euch, wenn ich König bin, werden Jürgen, Ruprecht und Hintze Kurfürsten, und aus Euch allen mach' ich Erzbischöfe und Markgrafen. Am Tag meiner Krönung laß ich im Namen unseres römisch-deutschen Reiches den ganzen Frankfurter großen Rath auf dem Markt zu Aachen hängen!“ Die Rede

des lustigen Raths ward mit allgemeinem Jubel aufgenommen; die Art und Weise, wie sie Spaß vorzutragen wußte, und die komischen Bewegungen, mit denen er seine Rede begleitete, waren allein schon geeignet, die größte Heiterkeit zu erregen. Doch sollte diese Heiterkeit nur zu bald unterbrochen werden, denn nicht lange, nachdem Meister Spaß ausgeredet, wurde er von hinten gepackt und rücklings zu Boden geworfen. „Schweigst Du, verdammter Reichsschänder, Hundeseele Du!" sprach im wüthenden Zorne eine kräftige Mannsstimme, die von derselben Person kam, die Meister Spaß zu Boden geworfen. Die Verblüffung war allgemein; die Umstehenden wurden überdies durch den Fall des Meisters Spaß mit dem Inhalte der reichlich gefüllten Weinhumpen, die von der Papierkrone des lustigen Raths gesunken waren, gesegnet. Doch bald erhob sich ein allgemeiner Lärm. „Wer ist der Kerl?" riefen die durch das Geschrei Jürgen's herbeigezogenen Gäste, die sich früher noch ganz abseits gehalten. „Der Schmied Kurz vom alten Markt, ich bin's, wißt Ihr's, Ihr feigen Reichsschänder!" rief der Mann aus, der den lustigen Rath zu Boden geworfen. „Werft den Kerl hinaus! aus dem Loch mit ihm! der soll sein Krügel, das er im „goldenen Bären" versauft, theuer bezahlen, hinaus mit dem Best!" So ward es vielseitig laut, aber der riesige Schmied Kurz ließ sich nicht einschüchtern und fuhr zu schimpfen fort: „Den Ludwig wollt Ihr weiter noch haben, der Euch mir nichts, dir nichts auf Eurem Reichsstadtbock herumreiten läßt, he, den wollt Ihr, weil Ihr Euch

fürchtet, ein anderer werde Euch kahl scheeren." Diese muthwillige Schändung brachte eine furchtbare Entrüstung hervor.

„Macht ihn todt, den Ansbacher Schlingel!" So tönte es aus zwanzig Kehlen, aber keiner wollte zugreifen. Da sprang der Binder Ruprecht, der Reichswedel, aus seiner Fensternische hervor und mit erbitterter Wuth auf den Schmied losgehend, schrie er: „Was willst Du? Juden todtschlagen, wie Du's in Ansbach gethan? Wenn Du Dein Lästermaul nicht hältst, will ich Dir zeigen, wie man vom „goldenen Bären" nach Ansbach kömmt." Als wäre dies das Losungswort für die erbitterte Menge gewesen, fiel Alles über den Schmied her, und unter gewaltigen Hieben wurde der fremde Lästerer hinausgeworfen. Nachdem die Procession von dem feierlichen Actus zurückgekommen war, wurde bald Alles stille; der Vorfall hatte eine ungewöhnliche Verstimmung zur Folge. Der lustige Rath hatte sich indeß erholt und nahm sich vor, in seinem Leben nicht mehr König spielen zu wollen. Nicht lange dauerte es, so war der „goldene Bär" von seinen Stammgästen verlassen.

Wir haben gesehen, wie die Reichsbürger der Stadt Frankfurt von den großen politischen Kämpfen des 14. Jahrhundertes nicht unberührt blieben. Die Zerrüttungen, die der Streit um den Thron Deutschlands zwischen Friedrich dem Oesterreicher und Ludwig dem Baier nach Innen und Außen zuwege gebracht hatte, waren noch lange nicht beseitigt und schon begannen neue zu erstehen. In demselben Jahre,

in dem unsere Geschichte ihren Vorgang hat, war die seit der definitiven Thronbesteigung Ludwig's zwischen der päpstlich-österreichischen und der specifisch deutsch-baierischen Partei entstandene Eifersucht zum Durchbruch gekommen. Die Kurfürsten hatten vermöge der ihnen seit 1338 im berühmten Renserbündniß zugestandenen Macht die Absetzung Ludwig's mit Stimmenmehrheit beschlossen, die wenigen Fürsten, die der Baier noch an seiner Seite hatte, konnten nicht durchdringen, Ludwig wurde im zweiten Kurvereine zu Rense als ein Unwürdiger des Thrones entsetzt. Bei all' dem großen Hasse vieler Fürsten, der noch französischerseits angeschürt wurde, hatte doch die größte Schuld an dieser bitteren Erfahrung Ludwig selbst. Ehrgeiz, unersättliche Vergrößerungslust, was seine Hausmacht anbelangt, hatten ihm bittere Vorwürfe auch von jenen zugezogen, die bisher mit treuer Liebe an ihm gehangen. Die Freistädte hingegen, unter ihnen, wie wir eben sahen, Frankfurt, hatten nicht übel Verlangen, die bereits erfolgte Einsetzung des böhmischen Karl's, Markgrafen von Mähren, zu anulliren. Ludwig hatte sich ihnen durch die Tapferkeit, mit der er sein Reich aus den Händen des schönen Friedrich erobert, werth gemacht, auch war ihnen die Großmuth und Biederkeit ihres Königs etwas, das sie über alles achteten. Die kleine Demonstration im „goldenen Bären", von ihrer ernsten Seite genommen, war nur die Kundgebung dessen, was man in ganz Frankfurt, mit Ausnahme des großen Raths, über den Thronwechsel dachte. So war es gekommen, daß der Schmied Kurz, der einzige

Vertheidiger des Umschwungs der Dinge, im „goldenen Bären“ das Bad ausgießen mußte. Wir werden den Mann später noch näher kennen lernen.

Eine halbe Stunde etwa, nachdem die Gäste von der Goldschmied-, Binder- und Schusterinnung den Schauplatz des „goldenen Bären“ verlassen hatten, traten in die Schenke zwei Männer, deren rohes eckiges Aeußere nicht sehr einnehmend erschien. Der jüngere von ihnen, nahe an den Dreißigen stehend, trug einen braunen weiten Kittel, durch den knapp anliegenden Gurt an den Lenden zusammengehalten, die breite Schulter trug ein Beil, dessen geglättete Schärfe einem in die Augen glitzerte. Das männlich geformte Antlitz mit den großen Brauen, die zwei schwarze Augensterne beschatteten, war durch den dichten Bart nicht wenig entstellt.

Der ältere der beiden Männer war in Kleidung und Gestalt dem jüngeren nicht unähnlich, nur ließ das bartlose Gesicht die straffen, wilden Züge noch mehr zum Vorschein kommen. Beim Eintritte setzten sich die Beiden an den Tisch, wo vor einer halben Stunde die Revolte ihren Anfang genommen.

Sie mochten einige Augenblicke schweigend gesessen haben, als der ältere unwillig in die Worte ausbrach: „Wenn nur das getaufte Jüdel nicht wieder gekappert worden, es sollt mich wundern, daß der Schelm noch nicht im goldenen Bären.“ — „Und der Judenfresser Kurz, die Ansbacher Ratte, wo ist denn die heut' wiederum?“ fiel ihm ebenso unwillig sein Kamerad in's Wort und fuhr fort: „ich hab' die saubere Ge-

schichte schon im Voraus satt und könnt' heute mit meiner Galle das ganze Frankfurter Rattennest vergiften. Was meinst Du, Kunz, wird der Streich nicht mißlingen?" — „Und wenn?" antwortete der Aeltere, dem die Anrede gegolten, „so ein Bissen von einer Judentochter mehr oder weniger wird unseren Herrn nicht viel kümmern. Hat schwarze Augen und runde Wangen schon genug gehabt, der Graubart. Gib acht, wenn der sich nicht einmal überißt, so heiße ich nicht mehr Kunz!" Bei den letzteren Worten leerte er die vor ihm stehende Kanne mit einem Zuge und warf die große Lederkappe, die das Wappen des Markgrafen von Ansbach trug, vom Kopfe. „Ich möcht' mir den Braten schon gern anschauen," unterbrach der Jüngere mit einem lüsternen Lächeln das Stillschweigen. „Willst sehen, ob die junge Haut für Dich was ist, wenn sie der Alte abgenützt?" antwortete ihm höhnisch lachend Kunz. „Doch schau einmal, ich seh' schon den Juden kommen. Lass' nur das bucklige Thier ausplappern, was es auf den Lippen hat."

Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sich zur Thüre des „goldenen Bären" eine kleine, runzlige Gestalt hereinschlich, die als Seitenstück zu unserer alten Bekannten, der alten Köchin Zirl, angesehen werden konnte.

Bei ihrem Eintreten schlug der Jüngere der Ansbacher Gesellen, die wir vor uns haben, mit der Hand auf die Tischplatte, ausrufend: „Wo treibst Du Dich heute mit Deinem Sinai herum, verdammter Jude? Heraus damit!" — „Euch muß auch einer das

Katzenfell gerieben haben, daß ihr auf einmal so bissig seid," versetzte der Jude. „Ich will Euch was erzählen, was ihr nicht wißt." — „Hast Du den Schmied nicht gesehen, Kerl?" fiel ihm Kunz in die Rede. „Von dem just will ich Euch erzählen. Der kommt nicht her, heut' nicht, und nicht morgen, die arme Seele ist blau ausgeschlagen, wie der liebe Himmel. Ihr wißt nichts? Die Herren von der Frankfurter Zunft haben ihn kalt machen wollen, weil er ihren Ludwig, den frommen König, daß sich's Gott erbarm', geschimpft hat." Eine Weile lang schwieg das ganze Kleeblatt bestürzt, dann fuhr der Jude fort: „Doch ich glaub', wir können die Sache allein ausführen. Was is der Schmied? thut sich etwas!"

„Schweig, Hund! und wenn er nur groß ist, so ist er auch schon mehr als Du. Wenn sich drei Juden auf Deinen Sinai stellen, sind sie allzusamm nicht so groß wie der Kurz," warf ihm Kunz ein. „Doch sage," fuhr er fort, „ist Alles von Deiner Seite in Ordnung?" „Meinetweg könnt Ihr's gleich unternehmen, ich bin dabei. Morgen um zwölf Uhr stehen sie unter der Chuppe (Trauungsbaldachin) und da muß es frisch angehen, sonst geschieht's nimmermehr und wir werden in Ansbach vom gnädigen Herrn gehenkt. Sind die Eurigen alle schon in dem Nest angekommen oder sollen sie noch heute Nacht hereingepascht werden, he?" — Ohne dem Buckel eine Antwort zu geben, standen die beiden wilden Gesellen von ihren Sitzen auf und schickten sich an wegzugehen, als Kunz sich umwand und den Juden auf den Buckel klopfend, sprach:

„He, wann treffen wir uns wieder?“

„Morgen um halb ein Uhr müßt Ihr beim großen Thore warten, dann werde ich Euch selber in die Judengass' hinein lassen; geht mir nur immer nach, macht als ob ihr mich nicht kennt und Du Kunz gibst acht auf mein gegebenes Zeichen; dann geht Ihr über sie und kapert sie in aller Eile. Der sie auf dem Rosse hat, der sprengt schnell davon, nachreiten wird ihm keiner, die Thore werden offen sein, dafür laßt mich sorgen. Die übrigen von Euren Reisigen mögen suchen, wie sie's mit dem Judenpack ausmachen. Gut erdacht, Kunz? Der Kerl mit seinem Sinai trifft doch etwas, ist wahr?“ Und mit den letzten Worten war der getaufte Jude schon zur Thüre hinaus. „Wenn der nicht morgen von seinen ehemaligen Brüdern gehenkt wird, so will ich ein Schuft sein,“ sprach der jüngere von den Knechten, der sich während der ganzen Zeit still verhalten und über etwas anderes nachzubrüten schien. Die beiden hatten nicht lange nach dem Buckel den „goldenen Bären“ verlassen. Schweigsam gingen sie durch die finsteren Straßen der Reichsstadt, in der schon Alles in tiefen Schlaf versunken war. Der Nachtwächter hatte soeben Mitternacht abgeblasen. Es mochte sein, daß Kunz aus seinen Gedanken durch das Horn geweckt wurde; wie erschrocken fuhr er auf und griff nach dem Arm seines Kameraden, um sich gleichsam zu überzeugen, ob er noch bei ihm.

„Ich sag' Dir, Hans,“ redete er ihn an, „mir graut vor dem morgigen Tage; Du weißt, ich bin sonst kein Hasenfüßchen und kann den Leuten die Beine

zählen, die mir nahen wollen, aber vor dem morgigen Sonntag hab' ich einen Respekt, wie ihn meine selige Großmutter immer vor dem Teufel hatte." — „Bah, bah," erwiederte lachend Hans, „mir ist wie einer Fledermaus zu Muth, die zum erstenmal ausfliegt. Ich freue mich schon, mit dem schwarzhaarigen Judengesicht nach Ansbach sprengen zu können; wenn sie blaue Augen hat, so küß' ich sie anstatt des Markgrafen noch unterwegs und frag sie dann einmal, welche Küsse ihr besser geschmeckt, meine oder des Graubarts!" Dabei schnalzte er muthwillig mit den Fingern und fuhr fort: „Wer wird denn so grämig sein wie Du, Kunze! Du macht's ja heut, als thät Dir das arme Blut leid, geberdest Dich, als wärst Du ihr Bräutigam. Fürchten, vor wem? Hast Du vergessen von Ansbach her, wie viel Juden auf einen Christen gehen? Schade, nur schade, daß der Judenfresser Kurz heute gerad blau geschlagen werden mußte, der hätte unter seinen Armen die ganze Sippschaft zerquetscht. Und die Flagellanten, an die vergißt Du, Kunz? Wenn Dir oder unser einem morgen ein Haar gekrümmt wird, so will ich der frömmste Mensch auf Gottes Erdboden genannt werden." — Die letzt gesprochenen Worte müssen eine bedeutende Veränderung bei Kunz hervorgebracht haben, denn er wischte sich den Schweiß von der Stirne, als wollte er damit alles trübselige Bedenken aus seinem Hirne verscheuchen. Die Beiden waren eine geraume Weile gegangen, als sie vor einem Hause Halt machten, das das Aussehen einer halb verwüsteten Ritterburg hatte. Es war blos einstöckig

und die kleinen Fensterchen ließen in das dunkle Innere des Gebäudes keine deutliche Einsicht zu; es war am Ausgange der Reichsstadt, wo die Straße nach Mainz zugeht, gelegen. Am Thore angelangt kamen ihnen zwei Personen entgegen, an die Kunz etwas barsch die Frage richtete: „Wie viel sind Eurer schon hier?“ — „Alle, Herr!“ antworteten die Beiden zugleich, doch Kunz war bereits mit seinem Begleiter im Inneren des Hauses verschwunden, wo außer dem Wiehern einiger Rosse nichts mehr gehört wurde. Draußen war alles still und die stolze Reichsstadt, in der es bei Tage so lebhaft pulsirte, war jetzt einem Grabe vergleichbar.

Drittes Capitel.

Unter der Chuppe.

Es war Sonntag. Durch die Straßen Frankfurts wandelte die buntgeputzte Menge der Kirche zu, um den Ruhetag mit feierlichen Gebeten einzuleiten. Auch im Ghetto ging es außergewöhnlich lebhaft zu; denn sonst pflegte dieser Tag wie andere Werkeltage der mühsamen Arbeit geweiht zu sein. Doch heute ist alles in den Straßen zerstreut, die Läden sind zwar nicht geschlossen, aber Eigenthümer und Diener stehen draußen vor den Thüren. Wir brauchen wohl nicht lange zu fragen, wem dies alles gelte; wo man hinkömmt, hört man von Eisik Adler reden. Es ist heute der Hoch=

zeitstag der schönen Marjim Adler, ein Festtag für das Frankfurter Ghetto. Wir mußten auf einige Tage das Adler'sche Haus verlassen, ehe wir noch recht heimisch darin geworden sind, darum kehren wir jetzt zurück zu den braven Leuten und freuen uns mit ganz Frankfurt auf das heutige Hochzeitsfest Marjim's. Ja, freuen wir uns mit ihnen, so lange noch zur Freude Zeit uns gelassen, denn wer weiß, wie bald nicht schon Trauer einkehren wird; man soll ja den Tag nicht loben, bevor die Sonne untergegangen.

Wir haben Eisik Adler verlassen, als er in sein Zimmer den Ansbacher Gast Reb Feiwel geführt. Die Unterredung dauerte eine volle Stunde und war so geheimnißvoll, daß Zirl, die altgebackene Köchin, die sich vor der Thüre draußen immer was zu thun zu machen wußte, trotz ihrem redlichen Bemühen nichts zu hören im Stande war. Bald wollte sie ein Räuspern und Schluchzen gehört haben, als sage ihr Herr im Zimmer darin die „Widde“ (Bußgebet), bald glaubte sie ein oder das andere Wort verstanden zu haben; allein während sie sich anstrengte, Combinationen anzustellen, um ihrer neugierigen Gebieterin etwas Wesentliches zu berichten, glaubte sie immer, man gehe der Thüre zu und lief eiligst davon. Kurz sie konnte, wie sie sagte, kein „selig Wort“ verstehen.

Nach einstündigem Bleiben kam Reb Feiwel mit Eisik Adler wieder heraus; ersterer hatte zwar Gleichmuth und Gemessenheit seines Betragens beibehalten, Adler aber war sehr verändert und eine gewisse Unruhe auf dem plötzlich blässer gewordenen Antlitze

war trotz allem Bemühen nicht zu verbergen. Die neugierige Schewe lud, im Vertrauen über Tisch den Fremden plaudern zu machen, denselben zum Mittagmahl ein, allein ihr Mann fiel ihr sogleich in's Wort mit dem Bedeuten: „Reb Feiwel könne nicht über Mittag bleiben, weil er wichtiger „Masematten“ (Geschäfte) wegen noch Nachmittag nach Ansbach abreisen müsse.“ — Die gute Schewe hatte wahrscheinlich gegen diese improvisirte Ablehnung von Seiten ihres Mannes so manches Bedenken auf der Zunge, allein die Pietät, die sie vor dem Willen ihres Ehegespons hatte, gewann über alles Andere die Oberhand. Reb Feiwel empfahl sich auf's beste und versprach der alten Zirl, die ihn nicht weglassen wollte, ihre alte Ansbacher Freundin, Madame Fradel Scholetsetzerin, zu grüßen. Das Brautpärchen im anstoßenden Zimmer war zu viel mit sich beschäftigt, um überhaupt etwas von dem Besuche aus Ansbach auch nur ahnen zu können; man hat freilich, wenn die Hochzeit vor der Thüre ist, keine Lust sich um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern; denn für den Choßen (Bräutigam), sagte schon Bele, die dicke breite „Jüdine“, deren Bekanntschaft wir gleich Anfangs zu machen die Ehre hatten, darf nichts anderes auf der Welt sein, als die Kalle (Braut) und für die Kalle nichts als der Choßen. Und der Madame Bele darf man schon was glauben, sie war auch einmal eine Kalle gewesen, wie man sich erzählt, hatte es aber zu ihrem Leidwesen nie über das „Kallesein“ hinausgebracht. Und so müssen

wir denn auch die Unachtsamkeit Selig König's und seiner Marjim schon entschuldigen.

Den Tag über verbrachte Eisik Adler wieder ganz allein auf seinem Zimmer; da saß er eine Weile die Hand vor dem Kopfe beim Fenster und sah sinnend in die Gasse hinaus. Das lebendige Treiben da draußen störte ihn, es verdrängte die Gedanken, mit denen er sich beschäftigte, und lenkte sie anderswohin; er warf sich auf sein Bett, um mit sich ganz allein zu sein, doch auch da fand er keine Ruhe; so durchschritt er in bedächtigen Schritten sein Zimmer.

Eisik's Benehmen wurde seiner Familie sehr auffallend; sie hatte ihn Abend um 4 Uhr im Gesindezimmer erwartet, wo er gewöhnlich täglich nach abgehaltenem Nachmittagsschläfchen zu erscheinen pflegte. Sein Nichterscheinen um die festgesetzte Stunde hatte zwar genug Entschuldigungsgründe für sich, besonders war es die zärtliche Marjim, die die Mutter zurückhielt, Eisik aufzuwecken, da er doch erst unlängst von einem weiten Wege angekommen. Endlich hatte sich Eisik Adler doch ermannt, er schob den Riegel seiner Thüre zurück und verließ das Zimmer. Im Gesindezimmer angekommen, ward er auf's zärtlichste begrüßt; er selbst küßte einigemal seine schöne Marjim, die er schon seit zwei Tagen nicht gesehen.

„Aus mir wird noch einmal ein rechter Schlafer,“ sagte Reb Eisik und rieb sich die Augen, um die Unruhe, die sich an ihm deutlich kundgab, seiner Verschlafenheit in die Schuhe zu schieben. — „Hast recht, ich hab' schon gemeint, Du schlafst bis zum jüngsten

Tag," antwortete lachend seine Schewe und rückte ihm den Lehnstuhl zurecht. „Weißt Du nichts Neues aus der Gasse, Scheweleben? ich bin schon zwei Tage außen gewesen," fing Eisik wieder an, und als er keine baldige Antwort bekam, fuhr er fort: „So werd' ich Euch selber etwas Neues erzählen, was noch keiner weiß, als ich. Künftigen Sonntag, als Gott will, macht Eisik Adler's Marjim Chassene." — Und bei diesen Worten, die er mit einem erzwungenen freudigen Lächeln begleitete, ergriff er die Hand seiner Schewe und drückte sie, während er der danebensitzenden Marjim einen Kuß auf die Stirne drückte. Der Ueberraschung, die bei diesem Ausspruche Adler's seiner nächsten Angehörigen sich bemächtigte, war keine Grenze. Es gibt Momente im menschlichen Leben, wo selbst freudige Nachrichten, unerwartet kommend, wie furchtbare Schläge des Schicksals auf das Gemüth wirken; es ist, als ob alles auf dieser Erde, ja die Freude selbst, Kraft zum Ertragen erfordere. Marjim's Gedanken und Gefühle sprachen sich in dem glühenden Purpur, der ihre Wangen übergoß, beredt aus. Schewe war nicht weniger erregten Wesens, als ihre Tochter, doch bei ihr drängte sich gleich wieder die Neugierde hervor, ein Zug, den wir in ihrem Charakter wahrzunehmen unlängst erst Gelegenheit hatten. Sie wollte gleich wissen, wie und warum das so schnell sein sollte und ob nicht der Besuch Reb Feiwel's aus Ansbach damit in Verbindung stehe. Doch Eisik Adler beruhigte sie lächelnd mit den freundlichen Worten: „Du willst doch wohl nicht, Scheweleben, mein Gold, Deine Marjim ewig

eine Kalle sein lassen?" — Das war ein Grund zu heiraten, aber kein Grund, schon Sonntag zu heiraten — natürlich war Madame Schewe von solcher Motivirung nicht befriedigt und sprach einwendend: „Was wird nur Selig sagen, er wird meinen, wir wollen ihn hinausjagen." — „Dafür laß Du mich sorgen; ich gehe jetzt unserem Selig König alles sagen; ich mein', er wird sich nicht lang auf ein Ja besinnen." Und dabei sah Eisik seine Tochter an, die mit ihrem verschämten Lächeln seine Worte zu bekräftigen schien.

So war die Angelegenheit abgemacht, Eisik Adler aber schien der Stein, der ihn belastete, noch nicht vom Herzen gefallen zu sein; je näher der Tag rückte, den er als Hochzeitstag für seine Marjim bestimmte, desto unruhiger ward er; freilich suchte er diese Unruhe so viel als es nur anging, zu verbergen.

Im Ghetto hatte die schnelle Ansetzung von Marjim's Heirat zwar überrascht, aber es suchte kein Mensch in dieser unerwarteten Festanberaumung eine geheimnißvolle Ursache, wer wäre diese zu ergründen auch im Stande gewesen? Alles gab sich dem Gedanken der Freude hin und harrte ungeduldig des Sonntags. Wenn ein Wesen aus einem Verbande scheiden soll, dem es lange Zeit hindurch in Liebe und Treue angehörte, wird ihm die zugewendete Theilnahme offen gezeigt. Marjim Adler hatte nicht nur eine oder die andere Freundin und Gespielin, nein, dem ganzen Frankfurter Ghetto war sie lieb und werth. Und so wollten denn alle Glieder der Gemeinde sich

mit ihr freuen, bevor sie ihnen auf lange, vielleicht auf immer entrissen werden sollte.

Die Tage, die zwischen der Ankunft Reb Feiwel's aus Ansbach und dem Sonntage der Hochzeit Marjim Adler's lagen, waren die geräuschvollsten, die man je im Adler'schen Hause erlebt. Das war ein Auf- und Ablaufen, ein Hin- und Herrennen; was nur lebte und athmete im Adler'schen Hause, war beschäftigt, die alte schwarze gelbäugige Katze nicht ausgenommen, die sich die alte Zirl als ein eigen Kind aufgezogen und die nun von einem Loch in's andere lief, um sich auch in ihrer Weise theilnehmend zu beweisen. Die Hochzeitsköchinnen waren vollauf beschäftigt, die schmackhaftesten Gerichte zuzubereiten, die alte Zirl war ihnen zur Hand; es mußte sie sehr verdrießen, daß sie auf ihre rMarjim Chassene nicht selber die Torten bereiten könne, weil sie schon zu alt und schwach dazu sei; aber das große lange „Chassene-Barches“ (Weißbrod) zu construiren ließ sie sich nicht nehmen, obwohl sie zum Gelächter und zur Schadenfreude ihrer Küchen-Nebenbuhlerinnen bereits ein Exemplar in der Anlage dadurch verdorben, daß sie anstatt der Weinbeeren eine Handvoll Fliegen, die soeben auf einem Papiere durch eine Tinctur getödtet worden, in das „Chassene-Barches“ eingeknetet. Als Zirl nun das zweitemal an den Neubau des „Barches“ ging, kam ihr Liebling Marjim ihrer Kurzsichtigkeit zu Hilfe, und der Stolz ihrer kochkünstlerischen Carrière wurde endlich doch glücklich zu Stande gebracht.

Unter den mannigfachsten Hausarbeiten kam end-

lich der Sabbath heran. Wer Früh um die achte Morgenstunde am Fleischmärktel aus den Fenstern guckte, der hat gewiß den Anfang des festlichen Heiratsbegängnisses freudenvoll mit angesehen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde kam aus dem Hause Reb Eisik's ein schwarzgekleideter Männerzug, bestehend aus etwa zwanzig Herren aus der nächsten Verwandtschaft der beiden sich jetzt verschwägernden Familien Adler und König. Voraus gingen die männlichen Hauptfiguren des Festes: Eisik Adler, festlich gekleidet im schwarztuchenen, bis an die Zehen reichenden Rocke, der vorn offen stand und unter dem man deutlich das schöne Sammtwams sehen konnte, Selig König's Schwager und Hochzeitsbeistand. In ihrer Mitte führten die beiden Männer den Chossen Selig König — pardon, Reb Selig König, wie man nun sagen muß — prunklos und einfach angezogen. Wie er dahinschritt, mit den freudestrahlenden Augen, die da zu sagen schienen: „wer beneidet mich heute nicht?" hatte die alte Meisel, die auch in ihrer Schabbeshaube aus dem Fenster guckte, recht, wenn sie zu ihrem Manne Feiwisch sagte: „Siehst Du, so ein Gesicht muß e Chossen haben!" Hinter den Dreien, die wir voranschreiten sahen, geht der Hochzeitsnarr Schwarz Lebele, der den drei Männern den seidenen „Talles" mit goldenen Borten nachträgt. Schwarz Lebele, der bei Hochzeiten als Schalksnarr und Ceremonienmeister zugleich fungirte, gibt sich heute besondere Airs und bestrebt sich den Kopf, der sonst immerfort hin- und herwackelt, aufrecht zu halten. Die übrigen Glieder

des langen Zuges waren zumeist, wie schon gesagt, Verwandte, und auf dem Wege nach der Schul, wo das Aufrufen zur Thora-Lesung stattfand, schlossen sich noch andere Gemeindemänner an.

Die Schul war zum Erdrücken voll, von allen Seiten wurden Eisik Adler und sein Eidam mit Glückwünschen überschüttet.

Das „Masel tow„ („gut Glück!") war heute in Aller Mund, und wer gar so glücklich war, dem alten Adler die Hand drücken zu dürfen, der wurde gewiß von allen Khileleuten beneidet. Erst als man den jungen Chossen die „Haftorah" (den Schlußgesang) vortragen hörte, war der Enthusiasmus auf seinen Höhepunkten angelangt; aus der Weiberschul vernahm man tiefes, lautes Schluchzen und Weinen, so gerührt war Alles über die Art und Weise, wie Selig König den Schlußgesang vorgetragen. „Wie in Perlen gefaßt", sagte man, schien jedes seiner Worte. Nach Abschluß des Vormittagsgottesdienstes begab sich der um vieles angewachsene Zug von Frühmorgen in die Wohnung Reb Eisik's am Fleischmärktel, wo die Chassene stattfand. Beim „Vormittags-Wünschen" hatten sich die älteren Gemeindeglieder mit ihren Weibern eingestellt; am Nachmittage dagegen fand sich die junge Männer- und Damenwelt ein. Die Mädchen bildeten ein so schönes Sträußchen, wie es wohl alle Blumensträuße in den Vasen des Hochzeitssaales übertroffen haben wird. Ein „Wünschen" ist immer etwas, was von dem jüngeren weiblichen Theile der Ghettobevölkerung mit Sehnsucht erwartet wird. Da concentrirt

sich Alles, was nur eine schöne Busenschleife oder eine gläserne Perlennadel als Kopfputz aufzuweisen hat, da lernt sich so manches Pärchen kennen und lieben, das früher für einander nicht vorhanden war, bei Zuckerbrödchen und gerösteten Mandeln wird im Stillen so mancher Bund geschlossen, der dann fester zusammenhält, als irgend einer, den die Schatchentes (Heiratsvermittlerinnen) zusammenzukitten verstehen.

Marjim Adler hatte vollauf zu thun, um die Huldigungen, die ihr allerseits zukamen, dankend zu erwidern; und erst ihr Selig! Mit vielem Recht staunte man, den ehemaligen Talmudschüler, der sonst nur lauter schweinsledernen alten Folianten die Cur gemacht, heute so elegant und geschickt die Honneurs machen zu sehen; geschmeidig wußte er sich der Etikette zu fügen, und wenn auch letztere in damaligen Zeiten keine überschwenglichen Ansprüche machte, so war doch das, was Selig König geleistet haben soll, für einen „Bocher“ genug.

Und so hätten wir denn in möglichster Kürze alles bisher Versäumte im Adler'schen Hause nachgeholt und befänden uns nun am Sonntag, dem Tage des eigentlichen Hochzeitsfestes im Ghetto. Man hatte die Nacht hindurch bei Eisik Adler eifrigst getanzt, und doch war man schon so frühe wieder draußen. Die einzelnen Gruppen in den Straßen verrathen in ihrer Conversation noch die lebhaften Eindrücke der lustigen Nacht. „Zimmes! wie hast Du Dich unterhalten?“ fragte der uns bekannte Leser Fertl, der das Spezereigewölbe am Fleischmärktel hat, seinen Commis. —

„Ein Spaß war's für mich, der ich die Hopsasa-Wirthschaft nicht leiden kann," erwiderte der ehrenwerthe Commis; „ich hab' ein Gläsel echten Kümmel nach dem anderen getrunken und den Mädeln ein paarmal auf die Füß' getreten. — Doch seht, da kommt schon der Rebbe."

Sehen wir uns mit dem Ladenjüngling Zimmes um, was da vorgeht. Vom Anfange des Fleischmärktel kommt eine schöne männliche Gestalt herangeschritten im seidenen Talare, die polnische Mütze auf dem lockigen Haupte; es ist der Frankfurter Rabbi. Neben ihm gehen die zwei Unterführer (Hochzeitsbeiständе) Eisik Adler und Selig König's Schwager; der erstere hält in der Rechten das grünseidene goldbordirte Decktuch; ihnen folgen die Hochzeitsgäste, die als nächste Verwandte des Hauses Adler der „Bedecken"-Ceremonie beizuwohnen befugt sind.

In der Chasseneſtube harrt ein buntes Gemisch von Frauen und Mädchen, alle in weiße Kleider gehüllt, des Rabbi. In der Mitte des Zimmers sitzt auf dem Deckstuhl, welcher mit weißen Kissen belegt ist, die wieder mit grünseidenen Bändern geschmückt sind, die schöne Marjim, ebenfalls in ein weißes Florkleid gehüllt; das schöne Haar in langen Flechten gebunden, welche heute nach strenger alter Sitte schonungslos unter der Scheere fallen sollen. Marjim's ausgeweinte Augen zeigen wohl am allerdeutlichsten die tiefe Bedeutsamkeit dieses feierlichen Hochzeitsactes. Einen tieferen Kern kann wohl keine der altjüdischen Hochzeits-Ceremonien bergen, als das sogenannte „Bedecken".

Da reißt sich die an der Schwelle eines neuen Lebens stehende bräutliche Jungfrau los von ihren Gespielinnen, mit tiefwehmuthsvollem Blick tritt sie aus dem Heiligthume ihrer Jugend, um in das Allerheiligste eines größeren, segensreichen Wirkens ihren scheuen Fuß zu setzen; bald wird sie nicht mehr sich, sondern einer neuen Familie, einer neuen Welt angehören. Und soll da ihr Blick unbethränt bleiben? Soll sie den schönen abgelaufenen Mädchenjahren nicht nachweinen, um so mehr Thränen nachweinen, als es ihr nicht vergönnt ist, jetzt schon von den kommenden Tagen den Schleier zu ziehen, um so mehr Thränen als sie nicht erforschen kann, ob Engel im Friedenskleide oder Unglückskobolde am neuen Herde ihrer harren? Wer von Männern, Weibern und Mädchen bliebe da ungerührt!

Marjim Adler war jetzt auch an dem großen Wendepunkte ihres Lebens angelangt, ihr mußte es um so schwerer werden zu scheiden, als sie Eltern verlassen sollte, wie es Eisik Adler und seine Schewe waren. Und so saß sie denn da, das unschuldige Haupt an die Mutterbrust gelehnt und weinte still bei den vorgeschriebenen wehmuthvollen Klagegesängen ihrer Gespielinnen. Und erst als Schwarz Lebele Narr mit Instrumentalbegleitung das „Kallelied“ anstimmte, da drohte ihr der Gesang mit seinen mahnungsvollen Klängen das Herz zu zerreißen. Zur Zeit kamen die Unterführer mit dem Rabbi. Tiefes Schweigen trat nun rings herum ein und der Rabbi sprach den Segensspruch und legte das seidene Decktuch auf Marjim's Haupt, von dem das lange Haar nun unerbittlich fallen mußte.

Weinen und Klagen waren von jetzt an verstummt und das sentimentale Kallelied mußte den luftathmenden Tanzstücken den Platz räumen. Freude und Jubel nahmen aber ihren rechten Anfang erst, als mit üblichem Tusche die Ankunft des Chossen angekündigt wurde, dem es vorschriftsgemäß erst nach dem Bedecken vergönnt ist, seine Marjim zu sehen.

Unter fortgesetzten Freudenäußerungen kam die Mittagszeit herangerückt, die Zeit der „Chuppe", die den ceremoniellen Schlußact bei jüdischen Hochzeiten ausmacht. Vor eilf Uhr schon hatte der Schuldiener den Chuppezettel gebracht und gegen zwölf war von Seiten beider Hochzeisbeistände alles, was „Ksube" (Heiratscontract) und anderes Nebensächlicheres anbelangt, abgemacht. Man schritt zur „Chuppe".

Hatte sich schon am Morgen im Frankfurter Ghetto die lebhafteste Theilnahme an Marjim Adler's Chassene kundgegeben, so war um Mittag in den Straßen, welche vom Fleischmärktel zur Schule hin, in deren Vorhof die Chuppe aufgestellt war, führten, das dichteste Menschengewühl. Vor dem Hause auf dem Grünmarktsplatze, aus dem der Chossen geführt wurde, war ein Gedränge, daß man kaum durchkommen konnte.

Endlich erschien der Zug, der den Chossen in den Schulhof geleitete.

Voraus ging die jüdische Musikbande, die bei Chassenes aufzuspielen pflegte. Zwei von der Bande hatten Pfeifen, einer eine Baßgeige, einer eine Zimbel, die andern strichen Geigen, und sämmtlich waren sie

bestrebt alles zu leisten, was nur in ihren Kräften steht, was freilich nicht viel heißen mochte. Dicht hinter ihnen gehen, den Zug flankirend, die zwei Hochzeitsnarren, jeder von ihnen die Brust mit einer weißen Schürze umwunden und eine brennende Pechfackel in der Hand. Der weit freigelassene Raum zwischen den zwei Hochzeits-Fackelträgern wird von dem Chossen, Reb Selig König, derzeit eingenommen, der in seiner schwarzen Kleidung würdevoll einherschreitet. Ihm zur Seite gehen je zwei Unterführer in altjüdischer Hochzeitstracht.

Dem schwarzen langen Tuchrock ist an der Rückseite ein schwarzseidener schmaler Schleppmantel angefügt, der am Halse vorn von einem weißen Spitzenkragen gehalten wird.

Den Zug beschließen die an der Festlichkeit theilnehmenden Verwandten, Hochzeitsgäste männlichen Geschlechtes und endlich wie gewöhnlich bei allen öffentlichen Aufzügen — die geniale Gassenjugend. Nachdem der Bräutigam glücklich im Schulhofe angelangt, begab sich die jüdische Musikbande mit den Fackelträgern wiederum auf den Weg, um die Braut abzuholen, während dessen die männliche Gesellschaft in der Schul das Abendgebet verrichtete.

Es war bereits einige Minuten vor halb 1 Uhr und das Gewühl im engen Fleischmärktel immer bunter geworden; auch aus der Stadt waren viele christliche Mitbürger gekommen, um die Hochzeit Marjim's, deren Vater man in ganz Frankfurt achtete, mit anzusehen. Der Zug der Braut war von dem von uns eben ge-

schilderten nicht sehr verschieden, bis auf den Umstand, daß die Hochzeitscostüme der schönen Kalle und ihrer Unterführerinnen, Schewe Adler und Selig Königs Schwester, aus Seidenkleidern in auffallenden Farben bestanden, jedoch nichts von den Absonderlichkeiten der männlichen Unterführertracht aufzuweisen hatte. Marjim zog durch ihr freudestrahlendes Aussehen die Augen der ganzen Gasse auf sich; auseinandergehende Urtheile gab es nicht unter den vielen, die sich da kund gaben, es stimmte eben Groß und Klein darin überein, daß so eine schöne „Kalle etwas von Oben herunter" sei. Durch das Zudrängen der Menge, im rascheren Vorwärtsschreiten gehindert, gelangte der Zug unter den frohen Klängen der Musik am Grünmarktplatz an, von wo man vor einer viertel Stunde den Chossen heruntergeführt. Da plötzlich, ehe noch der Zug die Mitte des Grünmarktplatzes erreicht hatte, erhob sich in der Gegend des bisher geschlossenen Thores der Judenstadt, neben welchem noch ein kleines Pförtchen den Durchgang gestattete, mitten aus dem frohen Hochzeitszuge ein schreckliches Geschrei, das mit seinen furchtbaren, erschütternden Tönen die Klänge der Musik verstummen machte. Das Blut in den Adern der noch freudetrunkenen Hochzeitsgeleiter hätte erstarren können; ehe man noch wußte, was das zu bedeuten habe, sah man aus den plötzlich weithin aufgerissenen großen Thorflügeln einen zahlreichen Trupp Reiter wild in die Massen des Hochzeitszuges hineinsprengen. Schrei auf Schrei, von niedergetretenen Kindern und alten Weibern ausgestoßen, erfüllte die

Lüfte, man wußte nicht wohin sich wenden, eine grenzenlose jämmerliche Verwirrung herrschte rings umher. Einige Augenblicke — und das Schändlichste war geschehen. Einer aus der Reitertruppe — an seinem Bart erkennen wir ihn, es ist der jüngere der wilden Ansbacher Gesellen aus dem goldenen Bären — hatte die ob des Tumultes schreckensbleich gewordene Marjim Adler aus der Mitte des Menschenknäuels und von den Unterführerinnen hinweg gerissen und rasch mit Hilfe seiner Spießgesellen auf seinen Sattel gehoben. Ihr das goldbebortete Decktuch abreißen und mit ihr im Galopp zum Thore wieder hinaus sprengen, war das Werk der nächsten Secunde. Ihm nach jagte der wilde Reitertrupp. Ehe man sich noch fragen konnte, was denn das alles zu bedeuten habe, hatten die frechen Räuber das Ghetto im Rücken. Jetzt rannte alles zu den Thoren des Ghetto, um sie abzusperren. Man rief nach den Gemeindedienern, aber die waren in allen Ecken zerstreut. Rathlos lief man hin und her; da wurde ein neuer Schreckensruf vernommen: „Die Geißler, die Geißler kommen! wehgeschrieen!“

In der Schul, wo man über das lange Nichterscheinen der Kalle erstaunt war, hatte man noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen, denn die Schul war von den Thoren des Ghettos weit abgelegen. Eisik Adler war der einzige, der etwas argwohnte, und ungeachtet der Anstand es ihm als Unterführer verbot, seine Stelle zu verlassen, war er eben im Begriffe fortzueilen, als das gräßliche Geschrei der entsetzten Juden die

Lüfte in allen Theilen des Ghettos erfüllte und der Schmerzens- und Angstruf: „Die Geißler, die Geißler kommen! wehgeschrieen!“ auch an das Ohr der in der Schul Harrenden schlug. Im ersten Augenblick war Alles wie vom Donner gerührt.

Keiner regte sich, als wäre Alles von einem Zauber an die Steine des Schulvorhofs gebannt gewesen. Da ermannte sich Eisik Adler und stürzte hinaus, einem Wahnsinnigen ähnlich, und wie auf ein verabredetes Zeichen war die ganze Versammlung draußen. Bei den Thoren des Ghettos war man inzwischen bemüht, die schweren Riegel vorzuschieben und die eisernen Schlösser anzulegen, was mit Hülfe einiger Gemeindeleute endlich den Thorwärtern, denen der Schreck alles aus den Händen warf, gelang. Aus der Christenstadt herein drang aber immer näher und näher ein wildes Wuthgeschrei; vom Thurme des Rathhauses dröhnten die dumpfen Töne der Sturmglocke in das aufruhrerfüllte Frankfurt und mischten sich, einem Gewittergrollen gleich, in die tausendfachen Klagen der zu Tode erschreckten Ghettobewohner.

* * *

Eisik Adler war indeß nach mannigfachen Irrfahrten durch den Ghetto in seiner Behausung am Fleischmärktel angelangt, ohne etwas vom Schicksale der Seinigen erfahren zu haben. Mit verzweifelnder Geberde, angstbeklommener Brust, eilt er von Gemach zu Gemach — Niemand ist zu sehen, zu hören; er reißt die letzte Thür auf und der meschugene Ded

steht vor ihm, marmorbleich, das Haar emporgesträubt, Worte des Propheten extatisch vor sich hinsagend und Wehklagen ausstoßend „über den Weinberg, den der Zorn des Herrn zerstört.“ — „Großer Gott!“ rief Eisik aus, „wo ist meine Schewe, Allmächtiger! wo ist meine Marjim? Was ist geschehen?“ — Und dann fiel er verlassen von seinen Sinnen auf den Boden hin. Eisik Adlers Wehgeschrei hatte die Vorübergehenden von der Straße herbeigerufen, nicht lange und mehr als zwanzig Personen waren um Eisik Adler beschäftigt, um den Leblosen wieder zu sich zu bringen.

Während unter den Bemühungen der Umgebung Eisik Adler sich erholt, werfen wir einen Blick in die nächste Vergangenheit. Was Du, lieber Leser, bei unserem letzten längeren Besuche im goldenen Bären ahnen und aus den Reden der wilden Ansbacher vernehmen konntest, das ist geschehen, das schändlichste, frechste Attentat ward verübt! Der Markgraf von Ansbach (von dieser Stadt, wo er Zeit über seine Residenz hatte, sogenannt) auch der „wilde Markgraf“ geheißen, ein Mann, wie deren das Mittelalter so viele gezeugt, von wilden, zügellosen Sitten, der im ganzen weiten Reiche seiner Lüsternheit und Rohheit wegen bekannt war, hatte einige Monden vor Anfang unserer Geschichte seinen ausschweifenden Blick auf die schöne Marjim Adler geworfen.

Es war damals das Turnier auf der Heide von Offenbach bei Frankfurt abgehalten worden, und Marjim hatte sich mit ihrem Vater unter der unzähligen Zuschauermenge eingefunden. Der wilde Mark-

graf, der zufällig vorbeiritt, hatte das Antlitz Marjims und ihres Vaters gemustert, und aufmerksame Beobachter konnten in den Gesichtszügen des lüsternen Graubartes schon damals ein wohllüstiges Begehren wahrnehmen. Auch Eisik Adler, der den Markgrafen seit lange schon als den frechen alten Junker kannte, der er wirklich war, und der von seinem unversöhnlichen Judenhaß genug der traurigsten Folgen aus der nächsten Gegenwart kannte, war die verdächtig fleißige und aufmerksame Musterung, welche der Markgraf über die schöne Gestalt seiner Marjim abgehalten, nicht entgangen; als ein scharfsinniger, kluger Mann fürchtete er allsogleich die Leidenschafts-Ausbrüche des hohen Ansbacher Wüstlings, die sein längeres Verbleiben auf der Offenbacher Haide zur Folge haben konnte, und zog es lieber vor, auf weitere Augenweiden verzichtend, den Schauplatz des Turniers, der für seine Marjim gefährlich werden könnte, mit ihr allsogleich zu verlassen. Auf Marjim selbst hatten die unedlen, rohen Züge des Markgrafen, die als sein vollständiges Sündenregister gelten konnten, nicht verfehlt, einen widerlichen, unheimlichen Eindruck zu machen. Monde waren darüber verflossen und die Begegnung mit dem wilden Markgrafen war seitdem aus dem Gedächtnisse des alten Adler verschwunden, wichtige, in Familienangelegenheiten einschlagende Vorkommnisse hatten sie verdrängt. Da brachte der Ansbacher Fremde, der Jude mit der Gogel auf dem Kopfe, mit einemmale an dem Tage, an dem wir ihn nach Adlers Hause begleiteten, dem Alten die Hiobspost, daß der wilde Markgraf nach monatlangen Kämpfen

mit seinen Begierden endlich beschlossen habe, Marjim, koste es was es wolle, von den Ihrigen weg, in sein Schloß bringen zu lassen. In Ansbach hatte der brave Reb Feiwel, dem alten Adler für eine früher erwiesene Wohlthat zur Dankbarkeit verpflichtet, von dem frevelhaften Anschlag erfahren und hielt es für seine Pflicht, seinen Freund und Glaubensbruder in Frankfurt von dem drohenden schrecklichen Unglücke behufs dessen möglicher Abwendung schleunigst in Kenntniß zu setzen. Den Zeitpunkt, wann die Frevelthat ausgeführt werden sollte, zu erkunden, war Reb Feiwel nicht im Stande gewesen, und so wußte für jetzt Reb Eisik nichts anzufangen, als so schnell als thunlich die Heirat seiner Marjim mit Selig König zu bewerkstelligen. Wir können uns jetzt die große Unruhe, von der Eisik Adler nach dem Gespräche mit dem Ansbacher heimgesucht wurde, erklären. Er hatte sich auferlegt, die schreckliche Angst dieser Tage allein zu ertragen und alles blieb Geheimniß.

Ganz Frankfurt freute sich auf ein Fest, dem Eisik mit banger Ahnung entgegensah; für die Zukunft seiner Marjim besorgt, dachte er sie gleich nach der Hochzeit aus der Stadt zu schicken und ihr bei fernen Verwandten ein sicheres Asyl zu bereiten. Aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders, und der Tag, der so freudig für tausend Herzen aufgegangen, sollte ein Unglückstag und der Vorbote schrecklicher Zeiten werden. Doch kehren wir zu den Ereignissen zurück, die sich drängen.

Viertes Capitel.

Die Flagellanten.

Judenverfolgungen sind stehende Artikel in der Geschichte des Mittelalters. Wenn von der Barbarei jener Zeit gar keine andern Beweise auf uns gekommen wären, als die an's Unglaubliche grenzende fanatische Verfolgung der in alle Weltecken zerstreuten Trümmer einer gewesenen großen Nation, wahrlich es könnte diese allein Zeugniß ablegen, wie wenig noch jene Zeit von dem Geiste der Humanität durchdrungen gewesen. Die Zeit des Ritterthums und der Minne ist zugleich die der wildesten, rohesten Ausschweifung in Glaube und Sitte, und in keinem Zeitalter haben sich diese äußersten Gefühlsextreme, Liebe und Haß, so sehr berührt als im Mittelalter. Eines der größten und wichtigsten Momente der Geschichte der Menschheit, die Kreuzzüge, ist durch die Befleckungen eines im Blute sich badenden Glaubenseifers gezeichnet. Die blutigen Tage von Trier, Köln, Mainz, Worms, und anderen unglücklichen von Juden bewohnten Städten, sind die sprechendsten Zeugen des finstern Geistes, der damals in Deutschland geherrscht. Jeder Stein, der noch an diese Zeiten erinnert, ist eine Schandsäule, die sie sich selbst errichtet.

In die Zeit unserer Geschichte fallen die unglücklichen Tage Frankfurts. Die alte Reichsstadt war bisher, mit Ausnahme eines kleinen Aufstandes im Jahre 1241 gegen die Juden wegen angeblicher Er-

mordung eines Christenknaben, von derartigen Ausgeburten eines gräulichen Fanatismus verschont geblieben, dafür aber sollte sie jetzt den Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren.

Wir haben mitten in dem Tumulte, der im Ghetto bei dem frechen Brautraub entstand, das Geschrei gehört: „die Geißler kommen!“ Ja, sie waren wirklich da, diese entmenschten Rotten. Beinahe um dieselbe Zeit, als des Markgrafen Raubgesellen sich Marjims bei der Chuppe bemächtigt, sah man zum Reichsthore Frankfurts herein eine ungeheure Menge von Menschen kommen, bei deren Anblick man sich entsetzen mußte. Bestehend aus Männern, Weibern und größeren Kindern, sahen diese Leute aus, als ob sie gerade dem Tollhause entsprungen wären.

Jeder Leibesbedeckung entblößt, mit aufgelösten, wild zerzausten Haaren, den Leib von Kopf bis Fuß blutig unterlaufen, waren diese Scheusale durch die Thore in die Stadt gerannt. Es waren dies die Flagellanten, Geißler, auch Geißelbrüder genannt.

Ein alter Einsiedler, Namens Rainer, übersättigt von den Genüssen eines wild ausschweifenden Lebens, hatte sich auf seine alten Tage vorgenommen, einen Verein von Brüdern zu gründen, deren Lebensaufgabe das immerwährende Bußethun sein sollte. Von Perugia, wo er seinen ersten Anhang aus der Mitte des rohesten Pöbels erwählte, zog er durch ganz Italien, und nicht lange währte es, war seine Rotte, die er Flagellanti nannte, an zehntausend Mann stark. Diese zogen unter ausgestoßenen Klagen und

lufterschütterndem Lärmen, den Leib mit Geißelruthen selber zerfleischend, von Stadt zu Stadt und gewannen sich überall unter der arg verwahrlosten Menge Freunde. Es dauerte nicht lange, so war dies italienische Bußvölklein auch nach Deutschland gekommen, um auch hier für seine Fahne zu werben.

Hier, wo der gesunde alte Volkssinn schon längst zu Grabe getragen war, fand das freie, ungenirte Benehmen sehr schnell Anklang; es vergingen kaum einige Monate und das wüthende Gesindel bestand zumeist aus Deutschen. Ja, man ging noch weiter bei der deutschen Geißelbrüderschaft und nahm auch Weiber und junge Mädchen in dieselbe auf, wahrscheinlich um dem Ganzen mehr Reiz zu geben.

Den ersten Anhang fanden die Geißler in den Rheinstädten, wo ihnen allerseits Massen Volkes zuströmten. Die neue Art des Frommthuens hat der verblendeten Menge schön geschienen, umsomehr, als sie von jetzt an die lästigen Kleider, die sie ohnehin im Schweiße des Angesichtes erwerben mußten, los waren, und ihren Begierden, durch reichliche Contributionen, die sie in allen Städten machten, unterstützt, um so zügelloser fröhnen konnten.

So kamen nun die Flagellanten am Chassenetage Marjim Adlers nach Frankfurt. In den Straßen der Reichsstadt herrschte dichtes Gedränge. Aus allen Läden und Werkstätten kam Alt und Jung hervor, um die Büßenden und ihr wunderbares Treiben zu sehen. Vor seiner Werkstatt in der Minoritengasse stand Meister Jürgen, der schusternde Poet, im eifrigen Ge-

sprächen mit seinen Freunden Goldschmied Hintze und dem Alleweltschänder Ruprecht. Der Gegenstand mußte ein sehr ärgerlicher gewesen sein, denn man sah, wie Hintze vor Zorn geiferte.

„Ich hätt's wissen sollen, daß die Kerle nach unserer Stadt kommen; mein Leben hätt's kosten müssen, aber nicht herein hätten sie gedurft. Wiederum ein Werk unseres großen Raths. Wundert mich sehr, daß ich keinen Senator erblicke unter den abscheulichen Bestien!"

Bei diesen Worten spuckte er sich den Groll aus dem Munde. „Unser Herr Schöppe sammt den Herren Senatoren werden zu Hause von dero ehrenwerthen Frauen gegeißelt," fiel lachend der Alleweltschänder ein. „Beim Teufel, mir fällt, wenn ich die blutigen Hunde sehe, gar kein Vers ein," sagte mit tief ernstlicher Miene der schusternde Poet. Bei diesen Worten Jürgens zogen die Flagellanten gerade durch die Minoritengasse. Wer ein Frankfurter war, konnte den bedeutenden Zuwachs von Stadtkindern, den die Büßerschaar seit der halben Stunde ihrer Ankunft erhalten, wahrnehmen. „Potz Donnerwetter, schaut ihr dort den Schmied schon unter den Kerlen!" rief erstaunt Meister Jürgen.

„Der Kerl hat einen Rücken, wie wenn er von der Fleischbank geschunden käme. Schade, nur schade, daß man nicht wissen wird, was davon auf unser Theil und was auf sein Theil komme." Trotz allen Aergers mußte der wackere Hintze über die witzige Anspielung auf die Scene im goldenen Bären lachen.

„Doch richtig, ihr habt doch schon gehört,“ fuhr Jürgen fort, „daß man dem Juden Adler sein Töchterl geraubt, das er gerade dem Selig König verkaufen wollte.“ — „Sprecht nicht so von einem ehrlichen Manne, wie es Adler ist,“ antwortete ihm vorwurfsvoll Hintze, und sich in die Lippen beißend, sagte er leise, daß es nur die Nebenstehenden hören konnten: „Ich wollte, wir hätten in unserem Frankfurt nur ein Schock solcher Leute, wie der Adler ist.“ — Gott hüt', kein Bissel hab' ich dem Adler wegnehmen wollen,“ sagte begütigend Jürgen; „aber ich habe doch lachen müssen, daß man dem König den Bissen gerade aus dem Maul genommen hat. Doch wißt ihr noch nicht, Hintze, wer die Schänder gewesen?“

„Des alten Ansbachers Leute, ich hab' sie gesehen“, antwortete der Bindermeister Ruprecht, der sich bisher still verhalten.

Bei diesen Worten bekam das Antlitz Hintzens eine merkliche Röthe, was immer als ein Vorbote eines bedeutenden Donnerwetters in Reden gelten konnte. „Wenn der sich nicht noch einmal die verfluchte Hand verbrennt, so heiß ich nicht mehr Goldschmied Hintze,“ waren die wenigen Worte dieses Biedermannes zum Erstaunen seiner Zuhörer, die eine lange Philippica erwarteten.

„Ich denk' auch, der Adler, der läßt nicht mit sich spaßen“, warf Ruprecht ein.

So wie hier, war überall in Frankfurt die Rede von dem Einzuge der Flagellanten und dem schnöden Raube Marjims. Beides wurde mit größter Entrüstung

von den Bürgern aufgenommen. Daß man, ohne sie zu befragen, diese Leute, von deren Anblick man sich mit Abscheu wegwenden mußte, in ihre Stadt gelassen, mußte sie ebenso mit Indignation erfüllen, als daß bei hellem Tage eine fremde Markgrafenrotte es unternommen, das Kind eines Juden, der unter dem Schutze Frankfurts stand, mit frevlerischem Uebermuthe zu entführen. Freilich war die unterste Klasse der Bewohner Frankfurts von dieser Indignation nicht ergriffen; die gedankenlose Menge huldigt ja zu allen Zeiten, bei allen Völkern dem Götzen, der ihm gefällt, ohne das Wie und Warum in Betrachtung zu ziehen. So war es auch hier, und es ist darum nicht zu verwundern, daß das anfänglich kleine Häuflein dieser Geißler zu einer so beträchtlichen Menge angewachsen, als es in die Thore des großen Minoritenklosters einkehrte, das ihnen von den Klosterbrüdern zur Herberge war eingeräumt worden.

Trauer, trostlose Bestürzung und Furcht vor der nächsten Zukunft theilten sich in die Herrschaft der Gemüther der Bewohner des Frankfurter Ghetto nach dem frechen Brautraub am Judenthore und beim plötzlichen Hereinbrechen der gefährlichsten Judenfeinde, der Flagellanten. Gebeugt vom Kummer, mit verstörten, angstvollen Mienen schlichen die Ghetto-Bewohner durch die Straßen, eine bange Ahnung von dem, was da kommen könne, trieb sie aus ihren Häusern zu den Leidensgefährten hinaus. — Aber was ist das dort für ein gewaltiges Gedränge im Rebbegäßchen? Immer größere

Kreise zieht es um einen Kerl, den ein Ghetto-Bewohner mit starker Faust in die Mitte der Straße zerrt und, ihm im vollen Zorne eine Maulschelle nach der anderen versetzend, schreit: „Da ist er, schlagt ihn todt, den Verräther, den Angeber!"

Als wäre das ein Losungswort, fällt Alles über den kleinen Kerl her, der kein anderer war, als „Krumm-Leser," den wir beim goldenen Bären zum erstenmal kennen gelernt. Leser Buckel, wie man ihn seinerzeit auch gewöhnlich seines etwas hochgerathenen Rückens wegen zu nennen pflegte, war einer der verhaßtesten Menschen im Ghetto, weil er, selbst so lange er noch Jude war, seine eigenen Glaubensgenossen gern in's Unglück brachte, und jetzt, nachdem er in Ansbach bei Gelegenheit eines von ihm selbst angefachten Juden-kravalls zum Christenthume übergegangen, noch weniger es an boshaften Streichen fehlen ließ. So war er auch jetzt von Einem aus der Gemeinde als derjenige ertappt worden, der um die Mittagsstunde den Gesellen des Markgrafen die Thore geöffnet.

Wie leicht begreiflich, kannte die Wuth des Volkes gegen den Elenden keine Grenzen, und sein eigenes Schreien ward von dem Rufe der immer wachsenden Menge: „Schlagt ihn todt!" übertönt. Da brach sich endlich der herankommende Gemeindevorstand durch den Menschenknäuel Bahn und ein donnerndes „Einhalten!" rufend, ergriff er Krumm-Leser, übergab ihn den ihn begleitenden Gemeindienern mit den strengen Worten: „In's Loch mit dem Meschumed" (Getauften)! Hiemit schien Alles befriedigt, und dem Inquisiten folgte eine

große Zahl von Menschen in's „Loch," den Gemeindecarcer, der sich am Eingange des Fleischmärktels befand. Dem vor dem Hause harrenden aufgeregten Haufen ward vom Gemeindevorstand angekündigt, daß man morgen den „Meschumed" dem Stadtgerichte übergeben werde, wo er seiner Strafe dann entgegensehen soll. Das Volk gab sich zufrieden und verlief sich.

Indessen war die Nacht hereingebrochen und die von dem Schrecken und der Angst des Tages ermatteten Juden suchten trotz der über ihren Häuptern schwebenden Gefahr, die Ruhe, ohne, in unbegreiflicher Sorglosigkeit, irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen. Kaum zwei Stunden mochten sie in einem unerquicklichen Schlummer voll beängstigender Träume gelegen haben, als laute Schreckensrufe sie zu neuem Entsetzen erweckten. „Die Geißler! die Geißler!" erscholl es wieder, während der „Schulklopfer" barhaupt und ohne alle Fußbekleidung von Haus zu Haus lief, mit einem großen hölzernen Hammer dreimal an jede Thüre heftig klopfend, um die Hausbewohner aus dem Schlummer zu rütteln und durch die Zahl der Schläge anzudeuten, daß die Gemeinde in Gefahr sei. Die Männer des Ghettos warfen sich in die Kleider oder liefen nur halbbekleidet auf die Gasse, um zu erfahren, was geschehen sei. In wenigen Minuten war die ganze Gemeinde in den Straßen versammelt, die nur von einigen Pechfackeln stellenweise erleuchtet waren, welche dem herbeieilenden Gemeindevorstand und anderen angesehenen Leuten vorgetragen wurden. Diese begaben sich sofort zum Thore, um durch das halbgeöffnete kleine

Pförtchen zu erspähen, was draußen vorgehe. Denn derselbe Lärm und Tumult, welcher zu Mittag den Ghetto-Bewohnern Unheil verkündet, aber noch ohne Folgen sich wieder gelegt hatte, war wieder aus der Stadt her zu vernehmen.

Nur zu bald sollten die bangen Ahnungen zur Gewißheit werden; immer näher kam das schaudererregende Wuthgeschrei, immer lauter und deutlicher wurden einzelne Stimmen aus der nahenden Rotte, und endlich sah man sie durch die Wespenstraße, der letzten an das Ghetto stoßenden Goimgasse, heranstürmen. Mit Blitzesschnelle wurde nun das Pförtlein zugeworfen, verriegelt und verrammelt, und mit erneuten Schreckensrufen stob die Schaar der Juden auseinander. Ein jeder rannte nach Hause, um die Waffen zu holen, welche in jenen Zeiten, wo Judenverfolgungen an der Tagesordnung waren, die Stadt Frankfurt ihren jüdischen Schützlingen, aller Ueberfalle gewärtig, zur Selbstvertheidigung anvertraut hatte.

Die geschlossenen Ghettothore hatten inzwischen den stürmenden Geißlern nicht lange Widerstand zu leisten vermocht und sie wichen den Axthieben und Balkenstößen der Angreifer, ehe die bedrängten Juden Zeit hatten, sich gewaffnet wieder zu vereinigen, oder ehe Jemand am Sitze des Gemeindevorstandes oder des Oberrabbinates die Besonnenheit gefunden hätte, die Leitung der Vertheidigung zu übernehmen.

Mit furchtbarem Wuthgeschrei drangen die entmenschten Pöbelhaufen durch die erbrochenen Thorflügel in den Ghetto. „Tod allen Juden, schlagt sie todt,

die Hunde!“ brüllten und kreischten die nackten Fanatiker, und wie losgelassene hungerige Wölfe stürzten sie auf ihre Opfer los, die nichts verschuldet hatten, als daß sie Juden waren. Jedes Haus im Ghetto wurde nun zur Wahlstatt, wo mit der heißesten Erbitterung gekämpft wurde. Verzweiflung und plötzlich entbrannter Kampfesmuth ersetzten den Juden in Handhabung der Waffen, was ihnen an Uebung abging. Nicht feige und widerstandslos wollten sie ihr und der Ihrigen Leben, Eigenthum, Ehre hingeben. Wie rasch verabredet worden, stellten sich die männlichen Bewohner jedes Hauses am Eingange desselben auf, entschlossen, das Heiligthum ihrer Familien bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Und wirklich mußten die Flagellanten das Eindringen theuer erkaufen, und nur über Leichenhaufen der Angreifer und Vertheidiger gelang dies den ruchlosen Fanatikern. Wie diese aber in den erstürmten Gemächern gehaust, wie sie ihre Wuth an Weibern, Kindern, Greisen ausließen, darüber wollen wir zur Schonung der Ehre der Menschlichkeit einen Schleier decken.

Mit beispielloser Wuth und Tapferkeit wurde der Kampf im Rabbigäßchen, das dem Thore zunächst lag, geführt. Hier befand sich das jüdische Schulhaus, wo der Rabbi wohnte und Schule hielt. Mehr als fünfzig niedere und höhere Talmudschüler hatten sich hier versammelt, um sich dem weiteren Vordringen der Flagellanten im Ghetto und insbesondere dem Sturm auf das Lehrhaus zu widersetzen.

Schritt für Schritt nur wichen sie vor der Ueber-

macht der Feinde, nicht um ihr Leben in Sicherheit zu bringeu, sondern um es erst für den höchsten Preis hinzugeben. Einer nach dem Andern sank hin, aber jeder hatte zuvor mehr als einen seiner Gegner zu Boden gestreckt. Der Rabbi, der es standhaft verschmäht hatte, sich durch die Flucht zu retten, hatte unterdessen ruhig in seinem Zimmer am Tische vor seinem Folianten gesessen, im „Lernen“ den heldenmüthigen Geist zu Gott erhebend — bis daß die wilden Haufen auch zu ihm sich blutige Bahn gebrochen und im nächsten Augenblick auch er, ein Greis von siebenzig Jahren, in seinem Blute da lag. Aber damit noch nicht zufrieden, packte der Schmied Kurz, der selbst unter dieser Rotte war, den Leichnam des todten Rabbi, ihn vom blutigen Boden aufhebend, und hängte ihn unter dem wilden Hohngeschrei der Spießgesellen an dem langen Silberbarte vor das Fenster, das auf die Straße ging. Und mit solchen Gräuelthaten glaubten die Verblendeten Buße zu thun und Entsündigung zu finden! — Am Fleischmärktel ging es nicht besser zu. Kinder wurden aus den Fenstern hinabgeschleudert, wehrlose Weiber mit dem erbärmlichsten Gleichmuthe niedergemacht. Die alte Meisel liegt mit ihrem Enkel Reb Feiwisch zusammengebunden vor ihrem Hause und die Branntweinhändlerin Bele haben sie in einem Branntweinfasse gewaltsam ersäuft. Vor unseres Eisik Adlers Hause fand das gräulichste Gemetzel statt. Die große Zahl von Familien, die das vielhöfige Haus gemeinschaftlich beherbergte, wodurch es zu einer kleinen Stadt wurde, ließ eine schnelle Eroberung nicht zu; bereits an hundert Flagellanten lagen mit

ihren zerfleischten Leibern vor der Schwelle des Hauses und bildeten eine scheußliche Barrikade. Doch noch wollte das Gemetzel nicht aufhören, und ihre blutige Fahne in die Luft schwingend, stürmten die mordgierigen Gesellen noch einmal auf das Haus ein. Nur noch wenige Vertheidiger zählte das Adlerische Haus, Eisik Adler selbst ist nicht unter den Streitern, aus Ursachen, die wir später erfahren werden; dagegen ist der über Marjims Raub so tief zerrüttete Selig König und der „meschugene Ded“ unter ihnen. Selig Königs Hand hat schon so manchen Flagellanten niedergehauen, und auch der „meschugene Ded“ kämpfte mit einer wunderbaren Ausdauer unter fortwährendem extatischem Citiren der Strafreden des Propheten Jeremias. Wie er dastand entblößten Hauptes, mit den wildflatternden Silberlocken, glich er an Blick und Gestalt in der That einem der Seher seines Volkes, der zu sein er sich im Wahnwitz einredete, und seine Keule mähte rachegierig die Anstürmenden nieder.

Aber bald war auch Selig König, der hoffnungsvolle Bräutigam Marjim Adlers gefallen und auch der löwenstarke Arm des „meschugenen Ded“ ward dann lahm — mit ihnen war das Häuflein der Vertheidiger gänzlich aufgerieben. Doch auch von dem großen Haufen der Angreifer gelangten nur zwei in das Innerste des Adlerschen Hauses, in dem nun bald darauf nebst anderen weiblichen Insassen auch die alte Köchin Zirl an der Seite ihrer Gebieterin, Madame Schewe Adler, der Mordgier der Flagellanten erlegen war. —

Mehr als eine Stunde wüthete bereits der Kampf

in den Ghetto=Straßen, die wir genannt; aus den weiter entlegenen oberen Theilen des Ghetto flüchtete sich indeß Alles mit Hab und Gut in die Räume der großen Synagoge, deren massiver Bau eine längere Vertheidigung zuzulassen vermochte. Indeß war auch in der Christenstadt Frankfurts Alles wach geworden, und die Zunft rief durch Trommelschlag ihre Glieder unter die Fahnen. Einige Flüchtlinge, die den Flagellanten entkommen waren, hatten die traurige Kunde von den Vorgängen im Ghetto hinausgebracht, aber der Ruf nach Hilfe hatte nur in wenigen Ohren Eingang gefunden.

Die Goldschmied=, Schuster= und Binderzunft war zuerst unter ihren Fahnen versammelt, aber auch bei Vielen aus diesen Innungen war es mehr der Groll gegen die Flagellanten, der sie zum Kampfe ziehen hieß, als das menschliche Gefühl, den hartbedrängten Juden zu Hilfe zu kommen; denn so sehr auch die Frankfurter Juden in ihrer Stellung bevorzugt waren, ganz frei von dem herrschenden Judenhasse konnten sich auch die redlichsten Bürger der Reichsstadt nicht stellen. Und so kam es denn, daß die meisten Gilden der Stadt es vorzogen, zu Hause zu bleiben, indem sie es nicht ungerne sahen, wie man die Armen peinigte, ohne sich selber dabei zu betheiligen. Der hohe Rath Frankfurts aber ignorirte ganz dieses Treiben, denn die Herren trauten sich nicht, der frommen Büßerschaar, die mit der Verspritzung des eigenen Blutes nicht genug Buße zu thun glaubte, und noch fremdes, unschuldiges vergoß, mit Energie entgegenzutreten.

So war denn nur das kleine Häuflein der Binder-, Goldschmied- und Schustergilde bereit, den Juden Hilfe zu bringen. Rüstig marschirten sie unter Paukenschlägen, die in die Nacht hinein tönten, in's Ghetto, dort theilten sie sich in mehrere Haufen und gingen mit gefällten Lanzen auf die einzelnen Rotten los. Die Flagellanten ließen beim Anblick der Gilden sogleich vom Morden ab, denn sie wollten ihren Eifer für die heilige Sache der Vertilgung der Juden nicht mit Christenblut beflecken, und so gelang es den Gilden in wenigen Augenblicken, die Flagellanten zu umzingeln, und es währte nicht eine halbe Stunde, so war die ganze stark gelichtete Rotte aus der Stadt Frankfurt gejagt.

Wie mochte auf jene, die jetzt aus ihrem Asyl in der großen Synagoge hervorkameu, der Anblick dieser grausenerregenden Blut- und Leichenstätten gewirkt haben! Was mußten sie empfinden, wenn sie die jungen Bochurim der Jeschiweh, die Freude und der Stolz so vieler Eltern, seelenlos hingestreckt sahen und den empörenden Frevel wahrnahmen, der an dem gemordeten Rebbe verübt war! Die Ersten der Khile waren hingeschlachtet, Männer, die Jahrelang eine Zierde der Gemeinde gewesen, hatten den Tod gefunden, einen Tod, schrecklich und schauderhaft in seiner Art. In den Straßen, in denen noch am Tage die Freude über Marjim Adler's Hochzeitsfest so groß war, hörte man jetzt nichts als stöhnen und klagen, denn es war kaum eine Familie im Ghetto, die nicht wenigstens ein theures Glied eingebüßt hätte. Wunderbare Fügung!

Die jetzt die harte Trennung von den Ihrigen bitter beweinten, ahnten wohl nicht, wie nahe ihnen das Wiedersehen bevorstehe!

Fünftes Capitel.

In Ansbach.

Wir haben Marjim Adler inmitten des großen Tumultes an ihrem Hochzeitstage verlassen. Im Augenblicke, wo sie, von der kräftigen Hand des jüngern Ansbacher Gesellen ergriffen, aus der Mitte der Ihrigen gerissen wurde, hatte ihr der Schrecken die Sinne geraubt und sie fühlte nichts als die eiserne Umklammerung des frechen Räubers. Hans, unter welchem Namen wir den Letztern kennen gelernt, war mit seiner schönen Beute, über die er einen grauen Mantel geworfen, im Galopp durch die Stadt gesprengt, um Frankfurt so bald als möglich im Rücken zu haben. Wenn er auch, wie wir aus seinem letzten Gespräche mit seinem Kameraden Kunz ersehen konnten, dessen Furcht nicht theilte, so hatte er doch Grund zur Eile, denn jeder Bürger Frankfurts hätte das Recht gehabt, ihm seine Beute abzufordern; wäre dies aber geschehen, dann wäre sein Leben beim tyrannischen Markgrafen verwirkt gewesen. Für möglichst rasche Expedition des Geraubten war von Seite des Markgrafen eben so wohl Sorge getragen worden, wie für das Gelingen des

Attentates selbst; denn nur durch sein Anstiften waren die Flagellanten um dieselbe Zeit nach der Reichsstadt gekommen, und so war die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner auf etwas anderes gerichtet worden.

Nach einem raschen Ritt von wenigen Stunden war landesherrlicher Boden erreicht, und der freche Räuber gedachte sich nun etwas mehr um seine schöne unfreiwillige Nachbarin auf dem Pferde zu kümmern, die sich auch indeß aus ihrer anhaltenden Ohnmacht emporgerafft hatte und mit Grauen wahrnahm, in welchen Händen sie sich befinde. „Träume ich jetzt, oder habe ich geträumt?“ fragte sie sich, um sich nur zu bald davon zu überzeugen, daß das, was jetzt mit ihr geschähe, Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit sei. Jetzt erst schien es ihr klar zu werden, warum sie auf dem Deckstuhl gar nicht aufhören konnte zu weinen. In einem Anfluge von Raserei wollte sie plötzlich vom Pferde springen, aber aus der festen Umschlingung des Räubers war kein Entkommen möglich, und ungehört verklang ihr Hilferuf in den einsamen Wäldern. „Schweig, schöne Judentochter!“ gebot Hans, „Du gehörst dem Markgrafen von Ansbach.“ Diese Worte ließen Marjim erst erkennen, welche Freventhat man mit ihr vorhabe und einen Schrei ausstoßend, barg sie das Antlitz in ihre Hände und weinte bitterlich. Die Erwähnung des Markgrafen rief ihr vergessene Bilder in's Gedächtniß zurück. Sie erinnerte sich mit Schaudern an jenen Tag, wo sie mit ihrem Vater auf der Heide von Offenbach dem Tourniere zugeschaut, wie der wilde Markgraf, sie scharf fixirend, mehrmal an ihr vorbeigeritten, und

sie alsdann sogleich mit ihrem Vater das Schauspiel verlassen. Sie erinnerte sich, wie ihr guter Vater ihr von dem Hasse erzählt, den der Markgraf sammt seinen Unterthanen gegen die Juden hegte, wie dort Jahr aus Jahr ein Verfolgungen stattfänden und der Markgraf den Juden doch nicht gestatte, aus dem Lande zu ziehen. Dann gedachte sie auch des Besuches aus Ansbach, den ihr Vater vor einigen Tagen gehabt, und sie glaubte die an demselben Tage noch so rasch beschlossene Vermählung mit ihrem Schicksale in Verbindung bringen zu können. Die Unruhe ihres Vaters während der Hochzeitswoche war ihr trotz aller seiner Bemühung dennoch nicht verborgen geblieben. Die ganze Größe ihres Unglücks, das schreckliche Loos, das sie erwartete, stand klar vor ihren Augen. Zugleich aber, mit der Plötzlichkeit, mit der die Wunderblüthen der Aloe aufbrechen, war der heldenmüthige Entschluß in ihr gereift, ihr Leben für ihre Ehre hinzugeben. Eine erhebende, seelenstärkende Ruhe war damit über sie gekommen, die ihr auch die verlorene Fassung wiedergab. Einen übermüthigen Versuch ihres Begleiters, ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen, wehrte sie mit einem so heftigen, aus allen Leibeskräften geführten Stoße ab, daß jener fast vom Pferde gestürzt wäre und mit unverständlich gemurmelten Flüchen die Wiederholung seines Bemühens aufgab. Sie hüllte sich schweigend in den grauen Mantel, der ihr bei der Entführung umgeworfen worden war, und gab sich ungestört den wehmüthigen Betrachtungen hin, die sich ihr aufdrängten. — „Armer Vater! arme Mutter!

habt ihr darum euer Kind so lange mit Liebe gehegt, um es euch durch schamlose Bösewichter entrissen zu sehen? Und Du, mein Selig, wirst Du unsere Trennung ertragen, wirst Du ungerochen lassen den schnöden Frevel, wirst Du nicht kommen zu meiner Rettung? — Du wirst, Du wirst!" —

Menschliche Hoffnungen! — trügerisch und schon untergehend, bevor sie noch so recht aufgedämmert. —

Versunken in ihre Träume, achtete Marjim nicht auf das, was um sie her vorging; sie hatte es nicht gewahrt, daß sich Hansens Spießgesellen nach und nach zu ihm gefunden hatten, und daß sie nun an der Spitze eines Reitertrupps auf ein frisches Pferd gesetzt durch den mächtigen Spessart geführt ward. Selbst Brod und Trank hatte sie halb unbewußt, mechanisch genommen, dem mächtigen Gebote der Natur folgend, bis Ermüdung und Schlaf ihr Recht geltend machten, und sie in einen schweren lang anhaltenden Schlummer versank, aus dem erwachend sie sich in einem engen Gemache des Schlosses zu Ansbach fand.

* *
*

Es war eine stille Nacht. Vom reinen Himmel, dessen dunkles Blau kein Wölkchen störte, sandte die halbbeleuchtete Mondscheibe ihr spärliches Licht hinab auf die träumende Erde. Wie die Menschen in den Häusern, schlief auch draußen alles auf den Fluren, und nur hie und da weckte der muthwillige Flügelschlag eines Nachtfalters die im Lenztraume versunkenen Pflanzen.

Auf der Straße, die von Würzburg nach Schloß

Ansbach führte, schritt in der tiefen Nacht ein Mann dahin, der mit sich sehr eifrig beschäftigt und, wie seine in steter Bewegung sich zeigenden Lippen bewiesen, im Selbstgespräche begriffen schien. Der schöne ausdrucksvolle Kopf war nach vorn gebeugt, die markige Hand hielt einen dicken Knotenstock fest. Fast keuchend eilte er vorwärts, und der hie nnd da aus dem Innern sich losreißende Seufzer ließ auf die Größe seiner Leiden schließen. Es war Eisik Adler. Wir haben ihn zuletzt, von der unglücklichen Chuppe zurückgekommen, in seinem Hause gesehen, wie ihn der Sturm der Empfindungen übermannt und zu Boden geworfen.

Nicht lange darauf hatte sich Adler erholt, an seinem Bette stand die weinende Schewe und der klagende Eidam. Er brauchte sich nichts mehr erzählen zu lassen, er wußte Alles. Lange lag er da, nicht wissend was zu thun, im Hinbrüten über die verworrensten Pläne. Endlich sprang er auf, kleidete sich vollständig an, küßte Weib und Eidam, befahl diesem die Sorge für das Haus, bis er zurückkommen würde, und verließ, ohne auf Fragen, Bitten und Widerstand zu achten, das Haus und die Stadt.

Eisik Adler hatte in wenigen Stunden die ganze Stufenleiter bittersten Qualen eines liebenden Vaters durchgemacht, der Schmerz erfüllte ihn ganz, wie ihn sonst die Freude ganz zu erfüllen pflegte. Mit dem festen Entschlusse, seine Marjim zu retten, hatte er sich auf den Weg gemacht; noch wußte er nicht, wie ihn ausführen. Bald wollte er das Ansbacher Schloß in Flammen stecken, um seine Tochter lebend oder todt

herauszuschleppen; bald wieder wollte er zum Kaiser klagen gehen, und an den Stufen des Thrones seine Tochter zurückfordern, die ein schnöder Fürst des Reichs geraubt. So stritten sich die abenteuerlichsten und unhaltbarsten Vorsätze in der Brust unseres armen Juden, bis endlich der Entschluß die Oberhand behielt, keck vor den Markgrafen hinzutreten, nöthigenfalls sich mit der Faust den Zutritt zu ihm zu bahnen und von ihm die Tochter zurückzuverlangen.

Unter solchen Gedanken schritt Eisik Adler seines Weges durch das Baierland hin, keine Rast sich gönnend, weil jede Minute Verspätung die Abwendung der Gefahr vereiteln konnte. Die fleißigen Feldbebauer, die der frühe Morgen zur Arbeit führte, warfen erstaunte Blicke auf die Gestalt des elenden Juden, der den Schweiß von seiner Stirne trocknete und ohne einen anzuschauen, seinen Gang beflügelte. Die ihm hie und da auf der Straße begegnenden Glaubensgenossen, die der Handel des Weges führte, wunderten sich nicht wenig, Reb Eisik auf dem Wege nach Ansbach zu treffen; denn man wußte weit und breit, daß dem Biedermanne die Ansbacher Straße „ein Gift in den Augen sei.“ Nach mühsamer Tageswanderung waren endlich die Thore Ansbachs erreicht, und Eisik Adler wendete sich sogleich nach der Judengasse. Er mochte kaum einige Schritte durch die schmutzigen Gassen gegangen sein, da eilte ein Mann auf ihn zu und umarmte ihn unter lauter Thränen. Es war Reb Feiwel Ansbacher, der Fremde, der Eisik Adler an jenem Tage, da wir ihn in's Adlerische Haus begleitet hatten, die

Kunde des frevlerischen Anschlags überbracht. Feiwel Ansbacher wußte bereits von der Ausführung des abscheulichen Raubes, und unter lautem Schluchzen legte er Eisik das Bedauern an den Tag, daß er nicht im Stande gewesen, ihm die Zeit der Ausführung des Verbrechens anzugeben, da er nicht rechtzeitig davon Kunde erhalten. Den jammernden betrübten Vater führte er in sein Haus, um ihm Ruhe und Erfrischungen anzubieten; der aber fühlte nicht Hunger, nicht Ermattung, und seine erste Frage war nach seiner Tochter, die zweite nach dem Markgrafen. Von Marjim wußte Reb Feiwel nichts zu sagen, als daß sie, seit gestern im Schlosse aufbewahrt, einem traurigen entehrenden Geschicke entgegengehe, wenn nicht baldige Rettung versucht werde. Diese sei nur noch zwischen heut' und morgen möglich, weil der Markgraf seit dem Tage, an welchem in Frankfurt der Raub geschah, wo er Ansbach verlassen, noch nicht zurückgekehrt, und man morgen seiner Wiederkunft von Rense, wo er der Versammlung der Fürsten, wegen Feier der Einsetzung Karl's von Mähren an Ludwig des Baier's Stelle als deutschen Kaisers, beiwohne, entgegensehe. Wie neu belebt erhob sich bei den letzten Worten Eisik; die Nachricht, daß, seit Marjim im Schlosse, der Markgraf noch nicht zurück sei, hatte ihm frische Kräfte gegeben, und seinem Freunde Reb Feiwel um den Hals fallend, brach er in die Worte aus: „Der Ewige, mein Gott, ist groß, wer will ihm gleich kommen!? Jetzt ist nichts verloren, meine einzige Furcht war die Anwesenheit des Markgrafen; ich glaubte schon, meine Tochter von

dem schandbefleckten Markgrafen berührt, das allein war es, was mich so traurig, so gebeugt gemacht. Jetzt aber muß ich meine Marjim wieder haben, rein wie sie diese Schurken von Knechten genommen, oder es kostet mein und des Markgrafen Leben!" — — Diese Worte Eisik Adlers waren mit einer solchen Leidenschaft gesprochen, daß man aus ihnen die Thatkräftigkeit des Sprechers ersehen konnte. — Im selben Augenblicke kam ein Jude mit verstörten Zügen in's Zimmer und verkündigte — da er Reb Eisik Adler nicht kannte — die bereits nach Ansbach gekommene Mähre von dem blutigen Flagellantenaufstand im Frankfurter Ghetto, und als er von Schewe Adler's und Selig König's Tod erzählte, als den in Frankfurt zumeist Betrauerten, da sank Eisik Adler zusammen und Reb Feiwel brach in erschütterndes Weinen aus, denn er glaubte, Eisik Adler todt vor sich zu sehen.

Sechstes Capitel.

Des wilden Markgrafen Ende.

Nicht lange jedoch währte es, und Eisik Adler, den der letzte furchtbare Schlag so überwältigt, hatte sich wieder ermannt. Er durfte ja dem Schmerze nicht erliegen, er hatte ja eine große Aufgabe noch zu erfüllen: sein Kind vor Schmach zu bewahren, die Ehre seines Hauses zu retten. Zum Sterben war noch nicht die Zeit gekommen. „Gelobt sei der ewige Richter!" mit diesen

Worten hatte er sich mühsam aufgerichtet, riß nach altem jüdischen Brauche zum Zeichen der Trauer über die hingeschiedenen Angehörigen den Brusttheil seines Gewandes entzwei, zog die Schuhe von den Füßen und setzte sich auf den Boden nieder. Reb Feiwel, noch zitternd vor Schreck und Thränen vergießend, ging aus dem Zimmer, in das er nach wenigen Minuten mit einem Oeltigel und einem Ei zurückkehrte: er stellte das angezündete Seelenlicht auf ein Tischchen an der Ostseite der Stube und setzte das Trauermahl dem Leidtragenden vor, der nun davon dem Gebrauche gemäß aß.

„Nun seid so gut, Reb Feiwel, und bestellt mir zehn Personen zum Abendgebet“ sagte Adler, und nachdem er, sich umschauend, überzeugt war, daß sie allein seien, fuhr er leise fort: „und erfahrt, wann er heimkommt und auf welchem Wege; genau — Stunde, Weg, Begleitung — seid so gut.“

Ohne noch eines Wortes mächtig zu sein, ging der Angeredete hinaus, nachdem er dem Manne, welcher die Unglücksbotschaft gebracht und vor der Thür stand, hereingewinkt und ihm bedeutet hatte, den Trauernden nicht allein zu lassen.

Zum Abendgebete kamen aber nicht bloß die nöthigen zehn Personen, es versammelte sich fast die ganze Ansbacher Gemeinde. Jeder kannte und achtete den wackeren Eisik Adler und beeiferte sich, ihm seine tiefe Theilnahme zu bezeigen. Und als er nun hintrat, das Antlitz nach der Sonnenaufgangsseite gekehrt, und zum Vorbeten seine Stimme erhob, als er in herzzerreißenden Tönen das „Höre unsere Stimme!“ zu

sprechen anfing, da blieb kein männliches Auge trocken und das Weinen, Klagen und Schluchzen ward laut vernehmbar bis hinaus in die Straße.

Nachdem sich die zum Abendgebet gekommenen Männer entfernt, blieben wieder die beiden Freunde allein, und das große Vorhaben Eisik Adlers wurde in Rede und Einwurf, Vorschlag und Gegenvorschlag wohl erwogen, berathen und beschlossen. Es war schon spät in der Nacht, als Adler, nachdem Reb Feiwel von neuer Kundschaft mit sicheren Nachrichten heimgekehrt war, mit ruhigerem Gemüthe sich dem Schlummer überließ, dessen er so sehr bedurfte und der ihn auch frisch kräftigte.

Noch lag dunkle Nacht auf der Gegend, als Eisik Adler die offene Stadt verließ und auf der menschenleeren Straße mit derselben Hast dahinschritt, mit der wir ihn Tags zuvor seinem Reiseziele zustreben sahen; aber fest und sicher wareu heute Gang und Haltung, der Knotenstock brauchte nicht als Stütze zu dienen, der Blick des Wanderers war nicht zu Boden gerichtet, er war zum Himmel erhoben, von dessen hoher Wölbung noch die hellen Sterne herabflimmerten, während der Mond sich zum Untergange neigte. Eisik Adler blieb eine Weile stehen, um über die Lewana das Heiligungsgebet zu sprechen, und als es im Osten zu grauen anfing, legte er die Gebetriemen an und verrichtete im Gehen das Morgengebet, in dem er auch des allmächtigen Rächers Beistand zum Gelingen seines Vorhabens anflehte. Sein Plan war bereits längst festgestellt. Eisik Adler wußte nämlich, daß der

Markgraf ganz allein heimreite, daß er sein Gefolge vorausgeschickt, und daß dieses auch schon auf dem Schlosse angekommen war, und daß er in einem seiner gewohnten Anfälle von übler Laune auch nicht einen Knappen bei sich habe.

Inzwischen war der helle Tag heraufgestiegen und vom wilden Markgrafen war noch keine Spur. Adler wandelten schon Besorgnisse an, ob er überhaupt und wie bald er schon dem Erwarteten begegnen würde. Da hörte er nahende Fußtritte von Wanderern, denen auszuweichen ihm eine innere Stimme eingab, weshalb er sich hinter ein Gebüsch zurückzog, das hier dicht an der Straße hinlief. Wirklich kamen gleich darauf zwei Männer vorüber. Bauern schienen es zu sein, und Adler konnte deutlich ein Stück ihres Gespräches mit anhören.

„Hast Du unsern Grafen wieder erkannt, Klaus, wie er dort reitet auf dem schläfrigen Gaul? Ich bald nicht. Dem sind wieder ein Dutzend Humpen zu wenig gewesen." — „Der läßt immer den Kopf hängen," sprach der Andere, „wenn er von draußen kommt. Händel hat der Alte überall, besonders wenn er mit der ganzen hohen Kameradschaft beisammen ist."

Adler wußte nun, daß der Todfeind nahe sei, und sein Herz pochte laut und seine Glieder überkam ein heftiges Zittern. Nicht daß etwa Muthlosigkeit ihn erfüllte, die Sorge um den Erfolg, die Ungewißheit des Gelingens machte ihn zittern. Die Stunde der Entscheidung war da! — Da trat das Bild der unschuldigen Marjim vor seine Augen, er sah ihren

flehenden Blick, ihr Händeringen — und alles Zagen war verschwunden, und kühner Heldenmuth belebte neu seine Brust. Vorwärts ging er wieder · mit rüstigem Schritte und spähendem Auge, und nicht lange, da erblickte er eine reitende Mannesgestalt auf sich zukommen; ruhig blieb er nun an dem Orte stehen, wo er sich eben befand, einer schmalen von dichtem Buschwerk eingefaßten Wegstelle.

Der Markgraf von Ansbach war nicht groß, aber dennoch von ganz ansehnlicher Gestalt. Sein breites Gesicht mit den wildflammenden Augen und dem vollen, ungeordneten, grauen Barte hatte etwas unerträglich Unheimliches; alle schlechten Leidenschaften hatten diesem Gesichte ihre Wappenzeichen eingeschrieben und einer auch nur leisen Spur von Adel keinen Platz zurückgelassen.

Das Barett mit den wallenden Federn, das der Markgraf der frühen Hitze wegen abgenommen haben mochte, war am Sattelknopfe befestigt; der mit spärlichem struppigen Haare bedeckte Kopf hing auf die Brust nieder, die rechte Hand schlotterte an der Seite herab, die linke hielt schlaff die Zügel des prächtig gerüsteten, aber unansehnlichen Pferdes. Als dieses nur noch zehn Schritte von dem Buschwerke, das den Rächer barg, entfernt war, that Eisik Adler plötzlich einige Schritte vorwärts, das Pferd scheute vor der dunklen Gestalt zurück, der Reiter fuhr wie aus dem Schlafe empor und richtete sich rasch im Sattel auf.

„Was willst Du?“ fragte er den Mann, den er vor sich hatte, in's Gesicht schauend, mit dumpfer

Stimme. Eisik Adler hatte sein Haupt entblößt und sprach in bittendem Tone: „Gnädigster Herr! wenn Ihr mich erkennt, so müßt Ihr wissen, was ich will. Nichts will ich von Euch als meine arme Tochter.“ — Ein krampfhaftes Zucken fuhr über das Antlitz des Markgrafen. „Deine Tochter? Alter Judenhund! Ich sollte meinen Degenknopf gleich mit Deinem Judenschädel Bekanntschaft machen lassen! Wie komme ich zu Deiner Tochter?“ — „Gnädigster Herr!“ erwiderte Adler, „schaut auf meinen Rock, wie er entzweigerissen ist, so ist's mein Herz. Die Flagellanten, gewiß Ihr kennt sie ja? haben mir mein Weib in Frankfurt erschlagen und meinen Schwiegersohn; habt Erbarmen, Herr! und gebt mir die einzige Tochter wieder, die Eure Knechte an ihrem Hochzeitstage bei hellem Sonnenlichte hinweggeschleppt haben.“ — Die Erwähnung Frankfurts schien den schlaftrunkenen Grafen über den Zusammenhang der Dinge denn doch mehr aufzuklären.

„Fort, Jude!“ rief er, „Du bist ein Reichsknecht und ich Dein Herr, Du gehörst mir, und Deine Tochter gehört auch mir, und Du hast kein Recht auf sie. Fort, oder Du sollst die Hufe meines Rosses fühlen!“ — „Gnädigster Herr!“ jammerte Eisik Adler, „nehmt mir Alles was ich habe, verlangt, Ihr seid ja sonst kein Geldverächter, mein ganzes Vermögen, ich will es aufbringen als Lösegeld meines Kindes, nehmt mein Leben hin; nur meine Tochter gebt heraus, schonet ihrer, lasset sie frei und unangetastet heimziehen!“ — „Verdammte Judenseele Du!“ rief jetzt der

Graf ergrimmt, nach seinem Schwerte greifend, „pack Dich zu allen Teufeln und nimm das mit auf Deinen Weg!“ Eh' aber der Graf noch Zeit hatte, seine Drohung auszuführen, hatte Adler mit einem kräftigen Schwunge seinen Knotenstock erhoben und führte mit dessen voller Wucht einen so starken Schlag gegen die linke Schläfe des vorgebeugten Reiters, daß dieser lautlos und entseelt vom Pferde stürzte.

Ueberwältigt von der eigenen That, stand Eisik Adler einige Augenblicke regungslos neben seinem Opfer, nur das gewaltige Heben seiner Brust und sein starrer Blick verriethen die Gefühle, die ihn bestürmten. Dann aber sank er auf die Knie, hob die gefalteten Hände zum Himmel, und sprach die Worte: „Gelobt seist Du, Herr im Himmel, der mich gerettet!“ Dann stand er ruhig auf, nahm den Knotenstock vom Boden und verschwand im Gebüsche. Das Pferd des wilden Markgrafen war herrenlos nach Ansbach gekommen.

* * *

Eine Stunde, nachdem Adler im Ansbacher Ghetto wieder bei Reb Feiwel angelangt, war bereits die Kunde von dem Tode des wilden Markgrafen verbreitet. Ueberall war Freude und Jubel, man sah das plötzliche Ende des gehaßten Tyrannen für eine göttliche Fügung an. Auch nicht eine Seele trauerte über den Todesfall des Landesfürsten, der für Land und Volk ein Fluch gewesen. Im Schlosse des Grafen war die größte Aufregung, man lief hin und her und jeder that, was er wollte, weil der Graf keine Nachkommen hatte.

Da waren nun auch Reb Feiwel und Eisik Adler erschienen, reichlich vertheilte Gaben öffneten ihnen bald die Thüren zu der unglücklichen Gefangenen, und ehe eine Viertelstunde verging, lag die schöne Marjim, ohnmächtig vor Freude, in den Armen ihres weinenden Vaters.

Wie den Markgrafen der Tod ereilt, war nur dem Adler und Reb Feiwel bekannt; im ganzen Lande hielt man ihn für die Folge eines jähen Sturzes vom Pferde, um so mehr, als alle Landleute, die den Markgrafen am Morgen auf der Straße gesehen hatten, ihn für betrunken halten mußten. Adler selbst begegnete keiner vor und nach der That, mit Ausnahme der zwei Männer, die ohne ihn zu bemerken, an ihm vorbeigegangen waren.

Im Frankfurter Ghetto war seit der Nacht, da der gräßliche Kampf zwischen den Flagellanten und den Juden stattgefunden, keine Ruhe mehr eingekehrt. Klagen und Jammern begegnete einem auf allen Straßen und Plätzen, die gleich einem weiten Schlachtfelde mit Leichen bedeckt waren, unter denen jeder seine Todten heraus suchte.

Nach zwei Tagen befahl endlich der Frankfurter Senat, die christlichen Leichname der Flagellanten in die Stadt zu bringen und sie zu begraben. Sie waren an der Nacktheit ihrer Leiber leicht zu erkennen, und doch dauerte es an zwei Tage, ehe man alle aus dem Ghetto geschafft. Jetzt erst konnte man die Größe des schrecklichen Gemetzels ermessen; von 1000 Flagellanten waren 700 im Kampfe geblieben, dagegen war die

Zahl der Gefallenen unter den Juden eine dreimal so große.

Nachdem die Sonderung der Leichen bewerkstelligt war, beging man im Frankfurter Ghetto das Begräbniß der gefallenen Glaubensbrüder. Die Thore wurden geschlossen und vom Rathhause aus bewegte sich der Leichenzug, begleitet von allen übrig gebliebenen Gemeindemitgliedern unter lauten Klagegesängen. Der großen Anzahl von Todten wegen war man genöthigt, jede der Bahren mit mehreren Leichnamen zu belegen; voran wurde der Rabbi, der mit seinen Jüngern den Tod zusammen erlitten, auch im Tode vereint mit ihnen getragen, hierauf folgten die übrigen Bahren, von verschiedenen Gemeindeleuten getragen. Bis über die Ghetto-Thore Frankfurts hinaus mußten die Töne der herzzerreißenden Klagelieder, die angestimmt wurden, gedrungen sein, und so manches Christenherz, das noch nicht vom frostigen Hasse erstarrt war, zu tiefem Mitleid bewegt haben.

Der Tag, der auf den folgte, an welchem das Begräbniß der jüdischen Gefallenen im Ghetto stattfand, war dazu bestimmt, die gefallenen Flagellanten zu bestatten. Die Aufregung, die in der Stadt über die große Anzahl der Gefallenen herrschte, wurde immer drohender. Der Pöbel, der, wie wir schon einmal im Verlaufe unserer Geschichte hörten, mit dem ungezügelten Flagellantenthum sympathisirte, hatte die Nachricht von der reichen Ernte, die der Tod unter ihren Gesinnungsgenossen in der Judengasse gehalten, mit größter Aufregung aufgenommen. Das Bürger-

thum zwar hatte, vermöge des anfänglich gehegten Grolles gegen die Flagellanten, ihren Tod sich nicht sehr zu Herzen genommen; aber daß es gerade Juden sein mußten, die diese rohen Rotten züchtigten, schien ihnen nicht genehm. Was den Frankfurter Senat anbelangt, so war dieser längst schon den Juden abgeneigt, weil es ihnen einmal eingefallen, ihn wegen einer Ungerechtigkeit beim Kaiser zu verklagen. So war also Zunder genug vorhanden zu neu auffflackerndem Hasse, und es brauchte nur noch aufrührerischer Predigten und Reden, um ihn zu hellen Flammen zu schüren. Der Orden der Minoriten, der das Treiben der Flagellanten unterstützte und die Horden selbst beherbergte, hatte in voller Anzahl im pomphaftesten Ornate an dem Leichenzuge theilgenommen und durch allerlei fanatische Volksansprachen zur erneuten Aufstachelung der Volkswuth das Meiste mit beigetragen. So hatten also schon an diesem Tage dichte auf den öffentlichen Plätzen versammelte Volksmassen ihren Unwillen auf mannigfache Weise geäußert; vorbeigehende Juden wurden beschimpft, mitunter gröblich insultirt; Steine wurden von Zeit zu Zeit an die Thore des Ghetto geschleudert. So brach der Abend herein und mit ihm ein Ereigniß, schrecklich in seinen Folgen für ganz Frankfurt.

Im Ghetto hatte man am Nachmittag, um die Zeit der Beerdigung der Flagellanten, im „Loch", dem schon einmal erwähnten Gefängnisse im jüdischen Rathhause, einen Leichnam gefunden. Als man ihn hinaus an's Tageslicht brachte, erkannte man den schrecklich

verstümmelten Körper des Meschumed, den man, wie wir ja wissen, einige Stunden nach Marjim's Raube in's Loch geworfen, um ihn später den Behörden der Reichsstadt zu übergeben. Das indeß hereingebrochene Unheil ließ alles an Krumm Leser ganz vergessen. Eine Rotte der Flagellanten war beim Ueberfall auch in's jüdische Rathhaus gekommen, hatte aber dieses leer gefunden, und wollte sich eben wegbegeben, als sie aus einem der Erdgeschoßkammern ein verdächtiges Geräusch vernahmen. Der sicheren Meinung, daß sich in der Kammer irgend ein Mann aus dem Ghetto ein Asyl gesucht, gingen sie sogleich an die Zerstörung des eisenbeschlagenen Pförtchens. Nur wenige Schläge, und es brach zusammen. Nun fielen Alle über den unglücklichen Bewohner des dumpfen Gefängnisses her; zahllose Axtstreiche derer, die er für seine Retter hielt, trafen ihn. Was half sein Schreien, daß er den Glauben seiner Väter längst abgeschworen, daß er kein Jude sei, das Wuthgeschrei der fanatischen Horde war stärker als das Glaubensbekenntniß des „Krumm Leser“, und erbarmungslos wurde er von seinen neuen Glaubensgenossen niedergemacht.

Das Loos, das den Angeber und „Meschumed“ getroffen, konnte in keinem Judenherzen Mitleid erregen, Mitleid hatte man in diesen schrecklichen Tagen für anderes, unverdientes Unglück sich bewahrt. In der Gemeinde besann man sich nicht lange und warf den Leichnam „Krumm Leser's“ vor's Ghettothor hinaus. Wer hätte im Ghetto in so unheilbelasteten Tagen darüber nachdenken sollen, ob solch' ein Aussetzen der

Leiche eines getauften Juden nicht neues Unglück bringen könne? Nicht lange darauf hatte sich ein bedeutender Auflauf um den Leichnam des getauften Juden gebildet, den der Pöbel und seine Hetzer nun allsogleich für einen von den Juden aus Rachgier im Ghetto Erschlagenen ausgab. Mit dem Leichnam, den zwei aus dem Volke auf einer Bahre trugen, zogen die Volksmassen von Gasse zu Gasse, ein unmenschliches Rachegeschrei ausstoßend; in jeder Straße ward der Haufe größer, der Lärm unbändiger. Bereits machten sich die blutgierigsten Gelüste Luft in den Ausrufen: „Nieder mit den Juden! Hängt sie auf, die Christenmörder!“ Die Gereizheit hatte ihren Höhepunkt erreicht, die Nacht brach herein, und der aufrührerische Haufe wollte sich nicht zur Ruhe begeben. Man hatte, um die Gräßlichkeit des Anblickes zu vermehren, den getragenen Leichnam mit Fackelträgern umgeben und zog so unter wildem Lärmen vor das Rathhaus. Dort zwang man die Diener, den Senat zusammenzurufen, welcher es aber vorzog nicht zu erscheinen, und so alle blutigen Folgen auf sich lud, weil er durch sein Nichterscheinen die Willkür des aufgeregten Volkes zu zügeln versäumte. Die Zünfte brauchte man nicht erst zusammen zu trommeln, denn die Meisten von ihnen hatten sich längst schon dem herumziehenden Pöbelhaufen angeschlossen. Die wenigen, die mit Lebensaufopferung es wagten unter ihre Fahnen zu treten, wie die Goldschmiedsgilde und die Binderinnung unter Anführung ihrer Zunfthauptleute, der wackeren Meister Hintze und Ruprecht, waren trotz aller Anstrengung nicht

im Stande, festen Posten zu fassen, und wurden bald durch anhaltende Steinwürfe zum Abzuge gezwungen. Die ganze Reichsstadt war in der furchtbarsten Aufregung.

Im Ghetto war man inzwischen nicht müssig gewesen, mit Pfeilschnelle hatte sich die Kunde von dem wüthenden Aufstande verbreitet. Man kann sich den Schrecken leicht denken, der um sich griff, wenn man bedenkt, wie sehr man noch von den Drangsalen der verflossenen Tage aufgeregt war.

Wie weit Rathlosigkeit bei solchen Dingen führe, hatte die jüngste traurige Erfahrung gezeigt. Um dem soviel als möglich abzuhelfen, beschlossen die aus den letzten Tagen des Unheils am Leben gebliebenen Gemeindevorstände, an die Stelle ihres gewesenen Oberhauptes, das von den Flagellanten ermordet worden, einen anderen umsichtigen, thatkräftigen Mann zu wählen. Eine wunderbare Fügung bezeichnete ihnen den Mann ihrer Wahl. Eisik Adler war an demselben Nachmittage mit seiner Marjim und dem neuerprobten Freunde Reb Feiwel, den er mit ihm zu ziehen überredet hatte, zu seinem verödeten Herde heimgekehrt. Mit freudigem Erstaunen begrüßte man ihn unter den Lebenden, denn allgemein vermißt, wie er durch Tage war, hatte man Eisik Adler, gleich seiner Frau und seinem Schwiegersohn und dem „meschuggenen Ded“, für erschlagen gehalten, obgleich es aufgefallen war, daß man seinen Körper nicht gefunden, und man versuchte, sich diesen Umstand nur damit zu erklären, daß unter mehreren bis zur Unkenntlichkeit entstellten Leichen auch die seinige

sein mochte. Marjim's Rettung, aber auch ihre edle Trauer um den Verlust der Mutter und des versprochenen Gatten, erregten die aufrichtigste Theilnahme, sowie der Todesfall des wilden Markgrafen allenthalben als ein göttliches Strafgericht erkannt wurde.

Wer mochte wohl geeigneter sein, in diesen verhängnißvollen Tagen an die Spitze der Judengemeinde gestellt zu werden, als der biedere, charakterfeste, thatkräftige Eisik Adler? Der Mann besann sich auch keinen Augenblick, ungeachtet seines bisher immer an den Tag gelegten Widerstrebens, ein öffentliches Ehrenamt in der Gemeinde anzunehmen, an die oberste Stelle zu treten, wohin ihn das Vertrauen seiner Mitbrüder und die drohende Gefahr beriefen. Sobald es bekannt wurde, daß Eisik Adler die Würde eines ersten Gemeindevorstehers angenommen, kehrte wieder frischer Muth in die bereits verzagten Gemüther ein, und Alles eilte auf das alte jüdische Rathhaus, um sich bei dem neuen Führer Rath zu holen und sich ihm zur Verfügung zu stellen.

Dort hatte man eben von dem wackeren Goldschmied Hintze ausführliche Kunde von den Vorgängen in der Stadt bekommen, und da man erfuhr, daß weder der Senat einzuschreiten Willens war, noch auf anderweitige Hilfe zu rechnen, und ein gemeinsamer Auszug auch nicht mehr zu ermöglichen sei, daß nur ein allgemeiner Glaubenswechsel die einzige Abwehr des Unheils biete, beschloß man, auf Adler's kräftige Befürwortung in abermaliger mannhafter

Selbstvertheidigung zu retten, was zu retten sei, oder zusammen unterzugehen.

Eisik Adler ergriff alsogleich die energischesten Maßregeln. Er ertheilte nun den Befehl, die seit der letzten Erstürmung nur unvollständig befestigten Ghettothore mit massenhaftem Bollwerk zu verrammeln und mit Wächtern zu besetzen. Hierauf begab er sich in die Synagoge, um dort die gesammte Gemeinde, insbesondere die streitbaren Männer, da das Rathhaus nicht genug Raum dazu bot, in feuriger Rede zum Widerstande aufzubieten, um dann die weiteren nothwendig werdenden Verfügungen treffen zu können.

Seine begeisterten Worte entflammten alle Herzen, und von Todesmuth erglühten die bleichen Gesichter, da er zum Schlusse ausrief: „Ja Euer Leben ist es, das Ihr allesammt hinopfern werdet, dem Hochherrlichen zum Preise, Euch zum ewigen Heil! Lobet und danket Gott, der uns auserkoren für seinen Namen zu zeugen, der uns aufnehmen wird entsündigt und rein in das himmlische Paradies, wo wir unsere vorangegangenen Theuren wiederfinden werden! Nicht unser Geld und Gut allein ist es, das die Bösewichter uns rauben wollen; wäre damit das Leben der Eurigen zu erkaufen, ich hieße Euch hingeben, und in Elend und Noth wieder von dannen ziehen und Gott weiter dienen. Sie aber wollen mehr, sie wollen unsern Glauben uns nehmen, und für feigen und frevlerischen Abfall das nackte Leben uns schenken — so mögen sie denn selbst sehen, wer von uns diesen Preis zu zahlen willens ist! Keiner, keiner; sie sollen unser Leben haben, aber nicht kampflos

geben wir es ihnen hin. Mit uns müssen die Philister zu Grunde gehen! — “

„Sterben mit den Philistern!“ riefen tausend Stimmen auf einmal, als Adler geendet. Die Männer fielen einander um den Hals, Einer umarmte den Andern, und Alle gehörten sie von dem Augenblicke an zusammen. Der feierliche Todesbund war geschlossen.

Draußen vor dem Ghetto tobten indeß die Volkshaufen immer mehr und mehr, und der Aufruhr wurde so bedrohlich, daß einige der besonnenern und menschenfreundlichern Senatoren doch endlich sich zum Versuche gedrungen fühlten, den Sturm womöglich zu beschwören, mit dem Oel ihrer frommen Rede die schäumenden Wogen zu glätten.

Zwar war es schon etwas spät und die großen Rathssäle waren erbrochen und von den lärmenden Pöbelhaufen erfüllt; aus ihrer Mitte erhoben sich fortwährend laute Simmen einzelner Führer, die sich jedoch vergeblich anstrengten, das Gebrause zu überschreien und sich Gehör zu verschaffen. Als aber das Häuflein der muthigen Senatoren, welches durch einen frei gebliebenen Seitengang in den Saal gelangt war, auf einer erhöhten Estrade erschien und mit Handbewegung Schweigen gebot, wirkten doch das Ansehen und die Stellung der Machthaber und die Neugierde der Menge zusammen dahin, daß das allgemeine Durcheinanderschreien mit einem dumpfen Murmeln in völlige Stille überging.

Der Erfolg lohnte auch die Bemühungen der Se-

natoren in so weit, daß das Volk sich mit dem Versprechen beruhigte, der Senat werde noch in dieser Stunde die strengste Untersuchung über den Tod des getauften Juden anstellen und die Schuldigen der Strafe überliefern. Sofort machten sich drei Rathsherrn, gefolgt von Dienern und Schergen auf den Weg nach dem Ghetto. Das Volk aber verlief sich nach allen Seiten und die Ruhe schien wieder hergestellt.

Eisik Adler war eben in der Synagoge damit fertig geworden, seine Verhaltungbefehle zu ertheilen und Jedem das Seinige zur Ausführung des auseinandergesetzten Vertheidigungsplanes zuzumessen, als die Rathsherrn, die mit Schwierigkeiten in das versperrte und verrammelte Ghetto hereingelangt waren, von den dienstwilligen Wächtern in die Synagoge geführt wurden.

Ihr Erscheinen weckte neue Hoffnungen unter den Juden; man glaubte wieder auf den Schutz des Gesetzes vertrauen zu können. Adler stellte sich den Senatoren als neues Gemeinde-Oberhaupt vor und wurde von ihnen als alter geachteter Bekannter begrüßt. Die anwesenden Gemeindevorstände gaben über den Gegenstand der Untersuchung so wahrheitsgetreuen klaren und übereinstimmenden Bericht, daß die Richter über den Sachverhalt keinen weiteren Zweifel hegten, und, getäuscht von der scheinbaren Lenksamkeit des Volkes, leichtgläubig vermeinten, ihre Ueberzeugung und ihr Ausspruch würden zur Beilegung des ganzen traurigen Falles hinreichen.

Leider sollten sie bald das Gegentheil erfahren.

Es war Mitternacht vorüber, als die Senatoren aus dem Ghetto in die Wespenstraße traten, wo sie schon von Gruppen bewaffneter Volksmänner empfangen wurden. Ohne daß diese irgend eine Mittheilung verlangten, umschlossen sie alsbald die Senatoren, sie also zum Stadthause mit sich führend.

Je weiter sie durch die mondbeleuchteten Straßen zogen, desto größer wurde das Geleite, und vor dem Rathhause selbst standen schon dichtgedrängte Schaaren, von denen ein Theil wieder die Rathssäle erfüllte, als die Senatoren sich dahin begaben.

Kaum hatten diese den Bericht über die vollzogene Untersuchung abgestattet und das Urtheil über die Schuldlosigkeit der Juden ausgesprochen, als das Gewitter mit einer unerhörten Heftigkeit ausbrach. „Der Senat ist mit den ungläubigen Mördern einverstanden, er ist mit Geld bestochen, er verkauft uns, Tod allen Juden! Hängt ihn auf, den hochmögenden Rath!“ So tobte es wild durcheinander, und hätten sich die Senatoren nicht rasch durch eine geheime Thüre geflüchtet, sie wären als erstes Opfer der Pöbelwuth gefallen.

* *
*

Der Morgen eines Schreckenstages dämmerte über Frankfurt herauf. Die Sturmglocken fingen wieder zu heulen an und verkündeten dem Ghetto, was ihm bevorstehe. Die Bewohner desselben, die die ganze Nacht in Bangen durchwacht hatten, zögerten nicht länger, Adlers Anordnungen in Ausführung zu bringen; er war allenthalben gegenwärtig, Rath und Befehle ertheilend, Muth zusprechend, Hand anlegend. So gelang

es in kurzer Zeit und mit Vermeidung gefährlicher Verwirrung, daß die ganze Frankfurter Juden-Gemeinde, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Greise und Kinder, mit ihren werthvollsten Habseligkeiten ihre Wohnungen verlassen, und der eine Theil in der großen Synagoge, der andere in dem geräumigen Rathhause Zuflucht gefunden hatten. Wer nur konnte, suchte in die Räume des Rathhauses zu kommen, um in Eisik Adlers Nähe zu sein. Es war, als ob sein Anblick schon Muth und Zuversicht einflößen könnte. Eine auserlesene Schaar streitbarer Männer war inzwischen dicht hinter dem Ghettothore aufgestellt worden, um den wilden Horden, wenn sie das Thor erstürmen sollten, ein weiteres Vordringen so lange als möglich und mit allem Kraftaufwande zu wehren, bis in dem zu allgemeinen Zufluchts- und Sammelstätten gemachten Rath- und Bethause Weiber und Kinder, und die kranken Männer und Greise geborgen wären, im Rath- und Bethause, wo man Rettung für Alle durch Hilfe von Außen erwarten, und wenn sie ausbliebe, dem Tode im engen Bunde mit allen Angehörigen der Gemeinde, tapfer in's Angesicht sehen wollte. Auch dafür war gesorgt, daß sich die Kämpfer in's nahe Rathhaus hätten zurückziehen können, wenn ein weiterer Widerstand nicht mehr nöthig war; aber es kam am Thore gar nicht zum Kampfe, denn schon war fast Alles in den beiden Asylen untergebracht, als die ersten Volkshaufen mit wüthendem Geschrei vor dem geschlossenen Thore erschienen. „Aufgemacht!“ rief der Anführer, der niemand anderer war, als der saubere

Schmiedmeister Kurz, „aufgemacht!“ und seine gewaltigen Hammerschläge begleiteten diese Aufforderung.

„Wenn ihr am Leben bleiben wollt, so gebt Eure Waffen heraus und macht auf!“ — „Was wollt Ihr von uns?“ rief Adler von innen entgegen; „unsere Waffen werden Euch nicht schaden, wenn Ihr uns in Frieden lasset. Laßt uns in Frieden, denn wir haben Euch nichts gethan. Verlangt Ihr Geld, wir wollen Euch geben, so viel wir haben, nur laßt uns in Frieden.“ —

„Euer Geld holen wir schon selbst,“ schrie Kurz, und tausendstimmige Fluche unterbrachen seine Rede. Der Sturm anf das Thor begann, das aber lange genug widerstand, um auch dem letzten der Bedrohten Zeit zum Rückzuge zu lassen. Endlich war das Thor erstürmt; mit Siegesgeschrei ergossen sich die Schaaren in die öden Gassen des Ghetto und drangen in die Häuser. Wie erstaunten aber die Ungeheuer, da sie die Opfer ihrer Blutgier nicht fanden. Sie ließen ihre Wuth an Allem aus, was ihnen unter die Hände gerieth, und eilten ihre Beute weiter zu suchen. Bald hatte man die Entdeckung gemacht, wo sich die Flüchtlinge befanden, und die Belagerung der Synagoge begann. Der feste Bau und die hochgelegenen engen Fenster ließen ein Eindringen nicht zu und man mußte zur Erbrechung der eisernen Pforten schreiten. Drinnen herrschte Todesmuth und fromme Ergebung unter den Starken, Verzweiflung unter den wenigen Schwachen. Im weißen Sterbekleide, den „Talles“ über den Kopf gezogen, standen die Männer umher. Dann trat Einer

vor das Vorbetepult und stimmte mit lauten Worten den „Sanetokef“ an, jenen bedeutungsvollen Gesang, den hundert Jahre früher der Rabbi Amnon zu Mainz am Neujahrstage gebetet, während man ihn verstümmelte. Wehklagend fiel die ganze Versammlung in das Martergebet ein.

Da brachen die blutlechzenden, fanatisirten Haufen herein. Was weiter erfolgte — die Feder sträubt sich, es in's Einzelne Euch auszumalen. Alles, Alles fiel unter den Streichen der entmenschten Mörder. Mit Löwenmuth hatten zehn Männer zuletzt noch den Zugang zur heiligen Lade vertheidigt, und erst als schon der letzte dieser neuen Makkabäer in Stücke zerschlagen auf dem blutgetränkten Boden lag, konnten die Tempelschänder Hand an die Thora-Lade legen. Aber es war als ob eine Wunderkraft die Lade gefeiht hätte; wie die Mörder auch in die Lade hineinhieben, und hämmerten, sie blieb unversehrt und war nicht zu erbrechen. Die Bücher Moses blieben unangetastet. Die Frevler aber ergriff ein Grauen sondergleichen und sie flohen eiligst aus dem Heiligthume.

Nun ging es zur Belagerung des Rathhauses. Der wüthende Ungestüm des Pöbels schien sich etwas gelegt zu haben, vielleicht gebrochen durch die unerwartete standhafte Gegenwehr in der Synagoge. Es trat ein Ruhepunkt ein und es war, als ob das Herz in den entmenschten Haufen wieder rückgekehrt wäre und als ob sie selbst Einhalt gebieten wollten ihrem thierischen Wüthen. War es eine menschliche Regung oder war es blos ihre Müdigkeit — genug, der Anführer

begann mit den Belagerten des Rathhauses zu unterhandeln. Sie sicherten ihnen durch Unterhändler freien, ungehinderten Abzug mit Hab und Gut zu, wenn sie zuvor entschlossen wären, alle sich von den herbeigeholten Minoritenmönchen taufen zu lassen. Wie solches unwürdige Ansinnen von den Männern im Rathhause aufgenommen wurde? Wie es von Männern zu erwarten, die Eisik Adler zu ihrem obersten Befehlshaber gemacht haben. Es bedurfte nicht einmal Adlers Zusprache, daß Alle einstimmig das Verlangen der Belagerer zurückwiesen.

Nun gingen draußen auf dem Platze die Angreifer daran, auch das Rathhaus zu erstürmen und seinen Schutzbefohlenen das Schicksal der Unglücklichen in der Synagoge zu bereiten. Die heldenmüthigen Seelen aber drinnen im Rathhause, da sie von dem Tode der Ihrigen in der Synagoge gehört, wollten nicht lebend ihren Verfolgern in die grausamen Hände fallen. Eisik Adler eilte auf die Tribune des Vorstandes. „Lasset uns selbst den Tod uns geben, ehe die Henkerbeile unsere Häupter fällen!“ fing er seinen Zuruf an. „Der Herr wird uns heraus führen aus dem feurigen Ofen, wie Schadrah, Meschech und Abad Nego, aber nicht in das irdische, sondern in das bessere himmlische Leben!“ — Eine donnernde Zustimmung war die Antwort der Versammlung. Und dann stieg Eisik Adler herab, küßte seine Marjim, umarmte seinen Freund Feiwel und bald war er über die schmalen Treppen verschwunden, die hinauf auf das Dach des Rathhauses führten.

* * *

Eine halbe Stunde darauf stand das Rathhaus in hellen Flammen; blutigroth färbte sich der Nachthimmel, der nach diesem grauenvollen Tage die Reichsstadt bedeckte. Von allen Seiten brach die alles verzehrende Lohe hervor und weihte das Gebäude mit allem Lebenden das darin war, dem Verderben. Eisik Adler war ihr letztes Opfer. Das stürzende Gebälke erschlug ihn zuletzt, nachdem er noch Alles um sich herum freudig und klagelos den Flammentod sterben sah.

Das Feuer aber griff weiter hinaus über die Marken des Ghettos um sich; dem entfesselten Elemente war kein Einhalt zu thun. Drei Tage dauerte der Brand, der den Ghetto und zwei Drittel der Main-Stadt in Asche legte. Die heilige Lade nur war im Brande der Synagoge unversehrt geblieben und ist später im Schutte derselben aufgefunden worden. Sie soll der Judengemeinde zu Mainz übergeben worden sein.

II.

Der Bäckerschegiz.

Wir befinden uns in den ersten Tagen des Aprilmonats, wo bekanntlich die Unbeständigkeit des Wetters mit der der Erdbewohner Hand in Hand zu gehen pflegt. Es war bereits Abend und der Himmel hatte sein griesgrämiges Gesicht, das er den Tag über geschnitten, mit einem letzten Sonnenlächeln gut zu machen sich bestrebt, sich aber bald darauf wieder in seine schwarze Kutte gehüllt. In einer der belebteren Straßen des Prager Ghettos ging es noch sehr laut zu, und doch war es Freitag Abend, wo man im Ghetto gewöhnlich aus der trockenen Prosa eines vielseitig gedrückten Werkeltaglebens in die lächelnde Poesie des Familienlebens zurückzukehren bemüht ist. Wenn wir uns bestreben, der erwähnten Lebhaftigkeit nachzuspüren, so sehen wir bald, daß sie von einem dicht sich drängenden Menschenknäuel, der mit Mühe aus dem etwas engen Thore der Altschule herauszukommen sich beeilt, herrühre. Die Leute, die sich aus der Altschule drängen, bestehen zumeist aus jüngeren und älteren Männern, vom anderen, im Prager, Ghetto nicht immer „schwächeren" Geschlechte kann es uns nicht wundern, nur

äußerst wenige zu bemerken, weil am Tage vor dem Sabbathfest die Hausfrauen des Ghetto den wöchentlichen, gerne gesehenen Gast, der mit strenger Regelmäßigkeit am siebenten Tage kömmt, zu empfangen haben. Darum bemerken wir unter den Auszüglern der Altschul höchstens die „Schameste" (Schuldienerin), die aber nur um ihre Schuldigkeit gethan zu haben, die „Weiberschul" geöffnet, und einige andere alte Weiber, die, weil ihnen der poetische Genuß eines Familienlebens mangelt, den Sabbath in Schul empfangen. Die dichten Männermassen, die immer größer und größer werden, zerstreuen sich nicht etwa wie sonst in die verschiedenen Ghettostraßen, sondern sammeln sich, einzelne Cirkel bildend, an den einzelnen Straßenecken um die Altschul herum. Es muß etwas Bedeutendes, etwas Ungewöhnliches sein, das bei dunkler Nacht die eifrige Aufmerksamkeit dieser friedlichen Leute in Anspruch nimmt, die sonst, ohne sich einer um den andern erst viel zu kümmern, nach Hause eilen, um ihr „Schalem alechem" („Friede sei mit Euch!") zu sagen. Die gebräuchliche Begrüßungsformel „gut Schabes", die in ihrer Einfachheit eine Fülle von Herzensgüte ausdrückt, will heute keinem von den Männern von den Lippen, so sehr sind alle Augen nach der Seitenpforte der Altschul gerichtet, aus der soeben zwei Männer treten, die kaum herausgetreten allsogleich von der ganzen Menschenmasse draußen umzingelt sind. Aus hundert Kehlen ertönen jetzt Beglückwünschungszurufe, die dem jüngeren der beiden Männer zumeist gelten. Die früher allgemeine stumme Bewunderung hat sich bei der ganzen

Menge in Worten Luft gemacht, die die gewöhnliche Anerkennungsformel für alles Gute und Schöne bei den Juden bildet. Wir brauchen wohl nicht lange zu rathen, wer der Glückliche sei, dem die Huldigung so vieler Anstauner gezollt wird. Es ist der neue Vorbeter der „Altschul" — Berl Altmann.

Wer da weiß, wie der öffentliche Gottesdienst früherhin in den jüdischen Bethäusern gehandhabt worden, mit welcher Pietät man an die Wahl desjenigen ging, der dazu bestimmt war, im Namen der Gemeinde das Wort zum Herrn zu erheben, dem wird die Aufmerksamkeit, mit der man einen Mann begrüßte, den noch nicht achtundvierzig Stunden die königliche Stadt Prag in ihren Mauern hatte, durchaus nicht auffallen. Auf die schöne Form des Gottesdienstes ward bei den Juden seit Jahrtausenden gesehen, und ein schöner Gesangsvortrag gehörte von jeher zu den nothwendigsten Erfordernissen desselben. Freilich ist es unthunlich, den Maßstab des heutigen gebildeten Choralgesanges auf das damalige „Singen" anzuwenden; aber es wäre nicht so schwer zu behaupten, daß den formlosen, mitunter inarticulirten Tönen des alten Judengesanges eine Poesie innewohnte, die unserem heutigen correcten Chorgesange abgeht. Man möchte sagen, daß mit den alten Melodien auch der Geist des alten Gesanges geflohen ist und die nationale Färbung des Gesanges nicht zu seinem Vortheile verwischt ist. Von dieser neuen „Methode" war der heute gefeierte Altmann natürlich nicht beleckt, man bewunderte in ihm den echten, guten Vorbeter alter Zeit.

Der dichte Knäuel seiner Bewunderer hatte sich alsbald gelichtet, und mit Ehrerbietung ward überall dem neuen „Chason“ und seinem Begleiter Platz gemacht. Benützen wir die gerade von der halbbeleuchteten Mondscheibe auf die Erde fallenden Strahlen, den Helden des heutigen Freitagabends näher zu betrachten. Von kleiner, etwas gedrückter Gestalt, hatte Berl Altmann eben nicht die Eigenschaften einer schönen Persönlichkeit, die man aber auch nicht an Leuten seines Schlages, die man gewöhnlich zur Race der „Schlemils“ zu zählen pflegte, zu suchen gewohnt war. Sein kleines, durch eine etwas hervorragende Nase verunziertes Gesicht zeigte zwei hellblickende Augen und einen Mund, dem man ansah, daß er, wenn nöthig, auch noch anderes als zu singen verstehe. Das Einzige vielleicht, das man an ihm bewundern konnte, war eine ausdrucksvolle Stirne, die mit dem blonden Haupthaare seinem Aussehen etwas Ungewöhnliches verlieh. Höchst interessant soll aber Berl gewesen sein, wenn er vor dem Vorbeterpulte stand und mit seinem herzerfreuenden Gesange die Gemüther aller Zuhörer hinriß. Sein Vortrag war in der jüdischen Welt von damals weit und breit berühmt, aus allen Ecken und Enden, wo nur eine größere Gemeinde bestand, sandte man Einladungen an den „berühmten Vorbeter“, um ihn zu Gastrollen zu bewegen; freilich mußte mit der Einladung auch überall die Garantie erfolgen, daß man in der Gemeinde gute Geschäfte machen werde. Unter solch' „guten Geschäften“ darf man sich nicht etwa denken, daß daß Gastspiel des neuen Chasons mit

schwerem Golde erkauft werden mußte, nein, weit entfernt davon, war der neue Chason ganz zufrieden, wenn er in der Gemeinde, in der er gastirte, seinen nöthigsten materiellen Bedarf gesichert hatte. Vor allem gehörte dahin die freie Verköstigung von Seiten der Gemeinde für ihn und seine sechs „Singer" (Sängerknaben), die eine Art von Capelle um ihn bildeten. Er selbst mußte für den ganzen Zeitraum seines Aufenthaltes von den Notabilitäten der Gemeinde zu Tisch geladen sein. Nebenbei wurde außer dem kleinen Honorar für das jedesmalige Gastspiel noch das verabreicht, was am Schabes bei Vorlesung aus der Thora von den entzückten, reichen Gemeinde-Mitgliedern „geschnodert" (gespendet) wurde.

Man hatte kaum in Prag von der Nähe des schönen Chasons, der eben in der nahen Landstadt Kollin gastirte, gehört, als ihm vom Gemeindevorsteher die glänzendsten Anträge zu einem Gastrollencyklus in Prag gemacht wurden. Daß der neue Chason, von dem man überall hörte, daß er „Gotteswunder" singe, der Einladung Folge geleistet, haben wir bereits gesehen, nicht minder den glänzenden Erfolg nach seinem ersten Auftreten in der „Altschul". Man war von den schönen fremdartigen Melodien, die Berl Altmann zum Besten gab, von dem Schmelz seiner kräftigen, süßen Stimme wie bezaubert; auch eine solche Fülle von Erbauung soll noch nie ein anderer Chason, seitdem die Welt steht, in seinen Tönen geborgen haben, wie Berl Altmann. Die frömmsten Männer des Ghettos behaupteten an diesem Abend ganz frei, daß sie gar

nicht das Nachtgebet mitgebetet hätten, und trotzdem, vom bloßem Zuhorchen, also nie so ergriffen gewesen wären, wie vom Vortrage Berl Altmann's. Sein Sabbath-Empfangs-Gesang verfehlte nicht durch die Einfachheit und Innigkeit des reizenden Vortrags den gewaltigen Eindruck zu machen, den es überall in allen Gemeinden zu machen wußte. So konnte Altmann noch ehe er in allen übrigen Bethäusern des Prager Ghettos zu gastiren anfing, schon aus dem Munde aller seiner Hörer das größte Lob, das man einem „schönen Chason“ zu spenden vermag, hören, nämlich: daß er im Stande gewesen wäre, einstens im Allerheiligsten zu Jerusalem vorzubeten. Noch mehr, viele Balbatim wollten wissen, daß es ihnen bei seinem Gesange so angemuthet hätte, als hätten sie — Gott verzeihe ihnen diesen Vergleich! -- die Theinkirchenglocken läuten gehört. Kein Wunder also, wenn dem neuen Vorbeter von allen Seiten die ehrenvollsten Anträge zu Tisch auf einige Tage hinaus gestellt wurden. Der Herr Gemeindevorsteher, der Rabbi und die ganze Ghetto-Aristokratie machten förmlich Jagd auf ihn. Der wollte ihn zum Nachtessen, der zum Anbeißen, der zum Mittagessen. Daß es Viele gab, die zufrieden waren, die Seligkeit von Berl Altmann's Nähe nur auf die gar kurze Zeit der Jause zu genießen, und wieder andere, die es sich für eine Ehre anrechneten, blos seine „Singer“ zu beherbergen, versteht sich von selbst. Der Genuß für den ersten Freitag zu Nacht war jedoch schon früher dem obenerwähnten Begleiter des neuen Chasons vorbehalten. Es war das Paltiel Kozen, an den Berl Altmann aus Amster-

dam, seiner Vaterstadt, eine ausgezeichnete Empfehlung hatte, und dem er somit den ersten Freitag Abend versprechen mußte.

Wir folgen dem Gang Berl Altmann's und seines Wirthes, der mehr einem kleinen Triumphzug als einem gewöhnlichen „Ausschulgehen" zu vergleichen. Beide Helden der Nacht sind im eifrigsten Gespräche begriffen, aus dem die Nebengehenden nichts, trotz aller Anstrengung, erfahren können. Man muß wissen, daß der Umstand, daß Paltiel Kozen der Glückliche ist, zu allererst den werthen Gast zu bewirthen, nicht wenig Eifersucht erregte. Auf den ersten Augenblick konnten sich die Leute gar nicht genug wundern, wie das komme, daß der neue Chason den Rabbi und den Gemeindevorsteher so zurücksetze, während er einem Manne, wie Paltiel Kozen ist, den man im Ghetto nicht zum liebsten hatte, den Vorzug verlieh. Man mochte sich den Kopf zerbrechen, wie man wollte, und man kam nicht auf den Grund; genug Paltiel Kozen war für diesen Abend der meist Beneidete des Ghettos.

Die Leute sagten, „jetzt habe er's aus" beim Rabbinercollegium und dem Vorstande, aber man wußte auch, daß Paltiel nicht der Mann war, der sich daraus etwas machen werde. Mit Paltiel's Stellung im Ghetto hatte es damals folgendes Bewandtniß.

Es war schon einige Jahre her, seitdem Paltiel nach Prag gekommen. Woher? wußte man nicht. Wenn man gewöhnlich auf neu hinzutretende Glieder der Gemeinde alles scharfe Augenmerk zu richten gewohnt war, so mußte das noch durch die mystische Haltung,

die Paltiel seinem ganzen Hauswesen gab, gesteigert werden. Paltiel hatte kein Weib, dagegen sechs Kinder mit nach Prag gebracht, von denen jeder, der sie in der Khile gesehen, sagen mußte, daß sie ausnehmend schön seien. In die innere Constitution seines häuslichen Waltens war noch nie Einem zu blicken vergönnt; den Schleier zu lüften, der darüber gebreitet war, glückte bisher Niemanden. Das aber gestand jeder, daß man einen eigenthümlichen Respect vor dem Manne bekam, wenn man in seiner Nähe war. Daß er sehr reich sei, das wußte man und sah man und deshalb nannte man ihn auch schlechtweg Paltiel „Kozen“ — den reichen Paltiel —; woher dieser Reichthum stamme? Es gelang nicht zu erforschen. Von all’ den vielen Fremden, die jährlich nach Prag kamen aus allen Judengemeinden Europas, wußte nie ein Einziger, wer Paltiel Kozen sei. In der Gemeinde hatte Paltiel seinen guten Ruf immer zu bewahren gewußt. Er war stolz, nicht jedermanns „Chawer“ (Kamerad) und wendete diesen Stolz zumeist den Männern gegenüber an, die, nicht immer berechtigt, das erste Wort zu führen pflegten. Ihnen gegenüber zeigte er eine gewisse Ueberlegenheit in den verschiedensten vorkommenden Dingen. Dem Rabbi hatte er sich verhaßt gemacht, weil er, obwohl er kein Talmudlerner von Profession und nirgend mit Ostentation seine talmudischen Kenntnisse zur Schau trug, dennoch immer, wo es in einem öffentlichen, gelehrten Disput scharf und schwül zuging, den fraglichen gordischen Talmud-Knoten mit einer Schlagfertigkeit und Seelenruhe zerhaute, die den Talmudisten von

Profession, die da bei Disputen mit Fäusteballen immer an's Werk gingen und sich hin- und herdrehten, als wollten sie die Quadratur des Cirkels finden, unbegreiflich war. Der Gemeindehäuptling konnte ihn wieder nicht „schmecken", weil er, wie er sich ausdrückte, immer ein „Ober-Chochem" (der Superkluge) sein wollte. Was Paltiel Kozen aber zumeist in den Augen der ganzen Khile zu einem Monstrum stempelte, war eine ganz eigenthümliche Geschichte. Ein althergekommener Gebrauch bestimmt, daß jedes ordentliche männliche Mitglied der Gemeinde bei seinem Eintritte in den Gemeindeverband den „Chower", d. h. den Titel „Reb" nehmen müsse, diesen Brauch wollte Paltiel vornehm übergehen; er hatte sich vorgenommen, daß ihm die Geschichte, die in der Regel Spesen verursachte, keinen Kreuzer kosten dürfe, und daß er nur den „Chower" kostenfrei von der Gemeinde nehmen wolle. Doch hatte dieses sein Benehmen nicht etwa seinen Grund in der ängstlichen Bewachung seiner Ausgaben, nicht in seiner Knauserei; nein, Paltiel war sehr reich und das mysteriöse Dunkel, das über die Zunahme seines Reichthums verbreitet war, vermehrte nur noch mehr den fast märchenhaften Glauben an die Schätze Paltiel's. Er wollte aber den Leuten zeigen, daß man auch ohne „Chower" ein ordentliches, eifriges Gemeindeglied sein könne und müsse, und darum wendete er auch nicht einen Heller daran, in einen Reb Paltiel Kozen verwandelt zu werden. Daß man ihm taxfrei den „Reb"-Titel nicht verleihen werde, wußte Paltiel bei der

bekannten Sprödigkeit des damaligen Gemeindevorstandes sehr wohl.

Eine Zeit lang liefen sich die Gemeindediener die Füße ab, um Paltiel umzustimmen. Der behauptete ohne den „Chower“ recht gut leben zu können und die Gemeinde behauptete wieder diesen abnormalen Zustand nicht dulden zu können, die „Reb“-Losigkeit dürfe nicht einreißen. Was war das Ende? Die Pears der Gemeinde richteten nichts aus, und die aus diesem Streite sieghaft hervorgegangene, in der Gemeinde so seltene Charakterstärke Paltiel's war nur geeignet, den Respect vor dem Manne zu mehren. Daß nun bei der Ankunft Berl Altmann's durch die Bevorzugung, die der neue Vorbeter dem Hause Paltiel Kozen in so demonstrativer Weise zu Theil werden ließ, Paltiel's Name von Neuem im Munde Aller war, versteht sich von selbst.

Der neue Chason hat mit seinem Gastfreund so eben das Haus erreicht, das ihn zuerst gastlich aufzunehmen bestimmt ist. Der Schuldiener, der nach Gebrauch den neuen Chasen als Ehrengarde begleitete, sagt ganz feierlich mit allem Aufwande seiner Ehrerbietung: „gut Schabes“ und geht wie außer sich, ganz erfüllt von der ungewöhnlichen Ehre, die ihm heute zugekommen, nach Hause. Paltiel hatte sich in der Nähe des Moldau-Ufers, wo heutzutage der sogenannte „Goltz'sche Hof“ steht, ein bescheidenes Häuschen gebaut, dessen zwei kleine Stockwerke er allein mit seiner Familie bewohnte. Weit entfernt von allem Prunk, setzte er auch in seinem häuslichen Leben jenes Princip

der Einfachheit durch, das ihm auch im öffentlichen Leben zur Richtschnur diente, und dessen Festhaltung ihm überall nöthig schien. Ein geräuschvolles Hin- und Hergehen gab sich heute im Hause Paltiel's kund; da blieb nichts unberührt von der Nachricht, daß zur Nacht der neue Chasan bei Tische sein werde. In der ganzen Nachbarschaft hatte man zwar nicht ohne Staunen die rege Geschäftigkeit wahrgenommen, die sich in dem Hause des Kozen offenbarte und man dachte in erster Reihe an ein „Schreiben" (Verlobungsfeier), allerdings eines von den erfreulichen Vorkommnissen, die in einem Hause, wie das unseres „Kozen", wo es zwei Töchter gibt, die, außerdem, daß sie schon heiratsfähig, auch noch die nicht genug zu schätzende Eigenschaft haben, schön zu sein, nichts Unmögliches sind. Und daß Paltiel's zwei ältere Töchter wirklich Schönheiten sind, das mußte selbst des Herrn Gemeindevorstehers ältester Sprößling, „Lang Maierl" genannt, gestehen, dem, obwohl er selbst mit allen Attributen gesegnet, die zusammen genommen das Prädicat häßlich zulassen, dennoch nicht sobald eine Maid im Ghetto genug schön war. Daß aber alles, was in Paltiel's Hause geschah, niemandem Andern als Berl Altmann galt, davon sollte man sich erst am Abend überzeugen.

Berl Altmann hatte kaum den Fuß über die Schwelle des hellerleuchteten Zimmers im ersten Stockwerke gesetzt, als er sich von allen Seiten schon von Kindern umringt sah. Jene ursprüngliche Gastfreundlichkeit, die ohne alle raffinirte Convenienz thatsächlich, ich möchte sagen, handgreiflich dem Betreffenden dar-

thut, daß er willkommen sei, ist bis heute bei den Juden zu Hause. Auch Paltiel's Kinderkreis hatte dem neuen Chasan gleich bei seinem Eintreten ein herzliches Willkommen entgegengebracht; er konnte genau jedem dieser Kinder die Herzlichkeit, mit der dieser Gruß vorgebracht wurde, von der Stirne lesen. Der kleinste von den vier Rangen, mit denen der Kozen gesegnet war, Cheimile benannt, drückte alsbald sein Erstaunen über das überraschend schnelle Fertigwerden mit dem Nachtgebete aus, und der neugierige Bursche konnte die etwas naive Frage an den Chason nicht unterdrücken, „ob er denn nicht Einiges überschluppert (übersprungen) habe.“ Wahrscheinlich hoffte Cheimile, der kein großer Freund des Langbetens schien, in die Genossenschaft der „Ueberschlupperer“, mit deren Gründung er eifrigst umging, an Berl Altmann ein einflußreiches Mitglied zu bekommen. Sehen wir uns, indeß Paltiel einiges Nothwendige zu besorgen hat, mit Berl näher im Zimmer um. Groß wie es ist, hat es den Anschein eines Gesindezimmers, ist aber in Wahrheit das nur für den jedesmaligen Gast des Hauses bestimmte Fremdenzimmer. Die hellen Strahlen, die von der achtzackigen, über dem breiten mit Silber servirten Tisch hangenden Lampe auf die bunten Gemälde an den weißen Wänden fallen, geben denselben ein eigenthümliches Colorit. Es sind dies zumeist Portraits berühmter Juden der Vorzeit und Gegenwart, eine Art gemalter Culturgeschichte des Judenthums. Sie mögen dem Sammler Paltiel keine kleine Barschaft gekostet haben, denn sie waren sonst das Jahr

über mit einer Hülle umgeben und keinem seiner Kinder sichtbar, wenn nicht ein Gast in's Haus gekommen. Vor einem an der Seitenwand aufgehängen Portrait eines überaus schönen Weibes steht unser neuer Chason lang in Anschauung versunken und die Züge des neben ihm stehenden Cheimiles lassen ihn bald in dem von ihm so bewunderten Weibe die Mutter des Kindes, Paltiel's Eheweib erkennen. Er mochte sich noch kaum vom Anstaunen dieser schönen, seit lange den Todten angehörenden Frau erholt haben, als sein Wirth Paltiel, in's Zimmer tretend, ihn überraschte. „Nit wahr, Reb Berl! eine gewaltig schöne Frau gewesen das, im Gan-Eden (Paradies) ruht sie," redete Paltiel seinen Sängergast an, und dabei sah man in den schwarzen Augen des Biedermannes eine Thräne der Erinnerung perlen. Aber gleich faßte er sich wieder und stellte seine eben zur Seitenthür eintretende Tochter Kele (Zilie) dem neuen Chason mit den Worten vor: „Meine jüngere Tochter Kele, ein wahrer Schatz, gut und schön wie die Mutter war." Und dabei drückte er ihr einen Kuß auf die Stirne, und dem Mädchen schoß das Blut in die runden Wangen. „Aber wo ist mein schön Hannele?" rief er wie verwundert aus, seine älteste Tochter, der Stolz seines Hauses, der Schmuck des Ghettos, bisher noch nicht gesehen zu haben. Man merkte der Rede des Mannes das Staunen an, den die Abwesenheit seiner schönen Hanne in ihm hervorgebracht. Auch etwas Besorgniß mochte wohl aufgetaucht sein in diesem Augenblicke im Gemüthe dieses strengen Vaters, da man trotz alles Umherfragens in

keinem Theil des Hauses erfuhr, wo Hannele hingegangen. Vater Paltiel war gewöhnt, sich allabendlich zu allererst von seinem ältesten Mädchen empfangen zu sehen; daß das gerade heute, wo er dem neuen Chason zu allererst den Juwel zeigen wollte, den sein Haus birgt, nicht der Fall war, machte ihn mißmuthig. Der Vermuthungen viele durchkreuzten sein Hirn, Ausgeburten einer ausschweifenden Furcht stiegen in ihm auf und erst als das kleine Cheimile mit der Vermuthung herbeikam: schön Hannele werde um Schabbeswein gegangen sein, wurde es im Herzen Paltiel's heller und er erinnerte sich, daß er den neuen Chason zum Gast habe. —

Wenn das kategorische Urtheil des Ghettos von Hanneles Schönheit ganz kurz lautete: „Das wachst nicht mehr“, so war dies ebenso bezeichnend, als es begründet gewesen. Hannele war in der That ein Meisterstück der Schöpfung. Hier schien die Natur all' ihre Reize an eine einzige Form verschwendet zu haben. Sie verband mit der schlanken Gestalt des Morgenlandes die feinen Züge des Abendlandes; ihr schwarzes Auge glühte wie die Sonne am Libanon; der rosige Mund, der die schneeweißen Zähne verbarg, muß wohl schon sehr einladend gewesen sein, wenn schon „Lang Maierl“, der strengste Ghetto-Richter, von ihm zu sagen pflegte, daß man ihn mit einem Dekuten belegen könne. So war nun Hannele ganz dazu eingerichtet, das Aufsehen nicht nur des Ghettos, sondern auch der ganzen Stadt zu erregen. Die Verehrer theilten sich bei ihr

nicht in mehrere streitende Lager, wie es bei anderen Schönheiten zu sein pflegt, sie kamen alle in dem Punkt überein, daß „so was nicht mehr wächst". Ihrer körperlichen Begabung stand keineswegs die geistige nach. Als sie etwa zwölf Jahre alt nach Prag gekommen, wußte man Erstaunliches von ihren Geistesanlagen zu erzählen. Sie galt als gescheidt wie der helle Tag, konnte mit dem Kaiser reden, und Viele waren versucht zu glauben, mit Hannele habe schon irgend ein Engel in eigenster Person das A-B-C gelernt. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Hannele, die zur Zeit unserer Erzählung bereits das neunzehnte Jahr erreicht hat, der Gegenstand und die Sorge aller Heiratsvermittlerinnen des Ghettos gewesen. Mit ihr standen sie auf und mit ihr gingen sie „legen", Hannele war ihr Sinnen und Trachten, und von der ganzen Zunft dieser Mäklerinnen, die mit „Kale-Maden" (Bräuten) zu handeln pflegten, war auch nicht eine, die nicht schon bei Paltiel ihr Glück versucht hatte. Aber Paltiel Kozen gab ihnen immer zu erkennen, daß sie sich umsonst die Füße ablaufen, weil sein Hannele keinen „Präger" nehme. Die aufgebrachten Weiber machten nun mit allem Aufwand ihrer redegesegneten Klatschmäuler diese Antwort Paltiel's im Ghetto weit und breit kund, und sie verfehlte auch nicht den gewünschten Eindruck zu machen. Konnte es denn anders kommen? Der Rabbi hatte einen Sohn, der gut „lernte", ein paar Blätter Talmud herabzuleiern war ihm ein Leichtes, aber für Paltiel's Hannele war er doch nur ein — „unseliger Bocher". Des löblichen Gemeindevorstehers

Lang Maierl war ein Pflastertreter, und wenn die öffentliche Meinung von ihm sagte: „er taugt nit zu Kidesch und nit zu Hawdule," so machte sie ihm hiemit dasselbe Compliment, das man dem allerschlechtesten Manne machte. Und doch hatte Lang Maierl seine Augen unaufhörlich auf Hannele gerichtet. Paltiel schien mit seiner Hannele ganz andere Pläne zu haben; ob es aber dieselben Pläne sind, die Hannele selbst mit sich hat? — — — —

* * *

Es war eine Stunde zuvor, ehe das Gedräng beim „neuen Chason", das seitdem sprichwörtlich geworden, stattfand, als sich Hannele, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihr Vater zum Gebet gegangen, vom Hause weggeschlichen. Sie schlug von ihrer Wohnung aus den Weg an's Ufer ein und dort, in der Nähe der vielen aufgerichteten Holzgärten, blieb sie einen Augenblick stehen, um um sich zu blicken. Es fing bereits an finster zu werden, und man sah nur hie und da einen vereinsamten Wanderer den Weg in die Judenstadt einschlagen. Nachdem sich Hannele gewissenhaft überzeugt, daß ihr kein bekanntes Gesicht gefolgt, beflügelte sie ihre Schritte und ging auf eine dort am Ufer stehende Fischerhütte zu. Kaum einige Schritte vom Eingange in die Hütte entfernt, kam ihr ein junger Mann rasch entgegen, den sie, sichtlich bis in's Innerste erregt, hastig, mit der Hast der Liebe natürlich, in die Arme schloß.

Es ist eigentlich unnöthig einen Jüngling zu schildern, dem von dem schönsten Mädchen des Ghettos

solch' eine Umarmung zu Theil wird. Ich will mich auch nicht erst bei seinen Körpervorzügen aufhalten, nicht von der schönsten Frische seiner Jugend, nicht von seinem wallenden braunen Lockenhaar, dem Stolz seines Kopfes u. s. w. sprechen, aber das Eine ist doch nöthig zu erzählen: Seine feinen, weichen Gesichtszüge, von zwei hellblickenden, blauen Augen belebt, zeigen gleich, daß wir es mit keinem — Sohne Israels zu thun haben. Aber — ist's wahr, Hannele? — einen Menschen, in dessen Wesen die Natur Lieblichkeit und Herzensgüte hineingeschrieben, fragt man nicht erst nach der Religion? Hat das weibliche Herz, das so laut wieder für ein anderes schlägt, irgend eine Aehnlichkeit mit der löblichen Orts-Polizei? Habe ich Recht, Hannele, oder habe ich nicht Recht? Hannele hätte wirklich, wenn sie mir antworten wollte, gar keine Zeit dazu; so sehr ist sie bemüht, dem schönen Jüngling ihre glühende Liebe an den Tag oder vielmehr an den Mund zu legen.

„Hanne, Hanne, warum so spät?" unterbrach der Jüngling das Stillschweigen, und sein liebevolles Auge ruhte so auf dem Hanneles, als wollten sie ineinander aufgehen. — „Weißt Du nicht, daß heute der neue Chason bei uns zu Tisch sein wird?" antwortete Hannele. Bei diesen Worten verdüsterte sich das Antlitz des Jünglings merklich, etwas längst Verschollenes schien sich in seinem Gedächtniß zu erneuern. „Also ist es doch wahr geworden, was Du mir vor einigen Wochen als Vermuthung aussprachst, also doch ist der Rabe geflogen gekommen, der mir mein Täubchen

rauben will?“ frug er, und bei diesen Worten machte sich sein beklommenes Herz am Halse Hanneles in Strömen von Thränen Luft. Wie sie da beide einander umfingen, war es ein Schmerz, eine Klage, die von ihren Lippen kam. Es waren erst wenige Wochen, seitdem die jungen Leute, die für einander geschaffen waren, das feierliche Bündniß der Liebe geschlossen.

Der junge „Bäcker-Prokop“ war in der Judengasse aufgezogen. Als Hannele nach Prag kam, starb sein Vater, ein christlicher Bäckermeister in der Judenstadt, der sein Haus neben dem stehen hatte, das sich Paltiel Kozen gekauft. Hannele hatte keine Mutter, denn diese hatte das Leben ihres Kindes Kele mit dem eigenen Tode bezahlt, Prokop keinen Vater, weil ihm die Cholera ihn entrissen. Die jungen Kinder zeigten schon zeitlich die zärtlichste Neigung für einander. Ein später mit der Mutter Prokop's geführter Prozeß, der dem Kozen viel Geld gekostet und den er dennoch verlor, weil er ein Jude war, war nur geeignet, die jungen Herzen immer mehr und mehr aneinander zu ketten, je mehr sich auch die Eltern der Kinder zu hassen anfingen. Die Bäckerswitwe, Prokop's Mutter, die keinen Jüden „schmecken“ konnte, hielt Paltiel, der sie ihr halbes Vermögen gekostet, für ihren Todfeind, und Paltiel wieder hatte von seiner christlichen Nachbarin keine bessern Meiuungen. Die alte Bäckerswitwe zog mit ihrem Gebäcke in einen anderen Theil des Ghetto, um den Kozen aus dem Gesicht zu bekommen, aber das schöne Hannele und der „Bäckerschegiz“ (Schegiz = Christenbursche) Prokop, wie ihn die Juden nannten, gingen sich nicht aus dem

Wege, sondern suchten einander desto öfter zu begegnen. Wie nichts, so entging auch dies nicht den Späheraugen der Ghetto-Pflastertreter, die nichts anderes zu thun haben, als die Judengaß' „zu Recht zu legen“. Damals schon war es den Leuten ein Dorn im Auge, wenn sie das schöne Hannele mit dem „Bäckerschegiz“ herumlaufen sahen. Als Hannele aber die Jahre hatte, die sie zur Jungfrau machten, da hatten freilich die unschuldigen Kinderfreuden ein Ende, und mit ihnen waren auch die Zusammenkünfte Hanneles mit dem jungen Prokop, der inzwischen auch schon ein schöner Junge geworden war und das Gewerbe seines Vaters angetreten hatte, ein Ende. Hannele mußte nun auf Befehl ihres biederen Vater hübsch zu Hause bleiben, die Wirthschaft führen und Mutterstelle bei ihren Geschwistern vertreten. Gewiß erfüllte sie dieses Amt mit aller liebevollen Sorgfalt ganz so wie es ihr Vater nur wünschen konnte, aber eben so gerne, vielleicht noch lieber, hätte sie hie und da mit ihrem Prokop zusammenkommen mögen, denn die gebotene Trennung hatte sein Bild nicht zu verwischen vermocht. Auf dies Vergnügen jedoch mußte sie bei der Strenggläubigkeit ihres Vaters verzichten; wenn es ihr glückte, aus dem Fenster in die Gaß' zu sehen, und sie da zufällig ihren Prokop vorbeigehen sah, der ihr dann einen Kuß verstohlen durch die Lüfte sandte, so machte dies schon allein überglücklich. Aber auch das ließ die Gelegenheit nur sehr selten zu, denn in der Judengasse haben auch die Wände Augen, und das wußte Hannele nur zu gut. Aber es sollte auch für sie eine glücklichere Zeit kom-

men, und sie kam auch, wenn auch nicht auf lange. Paltiel hatte in letzter Zeit einige Tage in der Christenstadt zu thun, und da kam er immer spät am Abend nach Hause, um in der ersten Frühe wieder hinauszugehen. Das war gerade einige Wochen, bevor der neue Chason in Prag ankam. Hannele hatte einen dieser Abende benützt, um in Begleitung ihrer alten Wirthschafterin Krösel, die sie aufgezogen, den jungen Prokop aufzusuchen. Es war ein herrlicher glücklicher Abend, als sich damals die beiden von Kindheit an festgeknüpften Herzen nach langem Meiden wieder gegenüber sahen, und selbst die alte Krösel soll sich in ihre Jugendzeit zurückgeträumt, aber im vollen Gefühle ihres abgestorbenen Gemüthes klagend ausgerufen haben: „Schad', wirklich, daß ich nicht mehr jung bin!"

Von dem Abend an sahen sich die Liebenden öfter. Prokop hatte von einem bekannten Fischer für die kurze Zeit von einer Stunde die abgelegene Hütte sich ausgebeten, um mit seiner Hanne diese wenigen ihm gegönnten Augenblicke glücklich und ungestört im trauten Gespräche zu verleben. Der Fischer wußte seinen Mund zu halten, die alte Krösel, die späterhin, um alles Aufsehen zu vermeiden, zu Hause blieb, wußte immer die etwa von den Geschwistern wahrgenommene Abwesenheit Hanneles zu vertuschen, und so kam es, daß die Schäferstunden Prokop's und Hanneles einige Wochen ohne alle Spur eines Aufsehens ihren glücklichen Weg gingen. Wenn nun die Liebenden in der Fischerhütte bei einem vom Fischer angeschürten Feuer

saßen, waren sie manchmal auch versucht von der spiegelglatten Gegenwart in die ferne Zukunft hinüber die Blicke schweifen zu lassen. Konnte das, was ihnen der schwachgelüftete Schleier zeigte, Hoffnung in ihren Herzen wecken? Prokop, wie ein Judenkind erzogen, hatte sich seit seiner Kindheit mit allen Gebräuchen und Gesetzen des Judenthums bekannt gemacht; er hatte mit Hannele immer nur jüdisch geredet und immer seine Freude daran gehabt, wenn er das Jüdischdeutsch von ihrem Munde radebrechen hörte; da war es ihm immer, als bekämen diese klappernden Laute in ihrem Munde eine ganz andere Färbung, als gäbe sie ihnen eine Umbildung. Die offenbare Unmöglichkeit einer je zu Stande kommenden Vereinigung zwischen ihm und Hannele hatten ihn oft mit trüben Gedanken erfüllt. Wenn er Hanne manchmal darüber zu Rede stellte, senkte sie ihr schönes Auge und erröthete, dann aber verscheuchte sie bald wieder mit einem Kuß die Trübsinn verrathenden Falten seiner Stirne. Prokop wußte, was Hannele für ihn fühle, aber er wußte auch, wie ergeben sie ihrem Vater war. An eine Umwandlung ihres Glaubensbekenntnisses durfte er gar nicht denken, so lange seine Mutter und Hanneles Vater lebten. Was ihn aber noch mehr entmuthigte, was ihm viel trauriges Nachsinnen verursachte, war eine Entdeckung, die ihm Hannele vor kurzer Zeit gemacht. Es war gerade der Purim (Fasching) im Land und in den Schulen des Prager Ghetto klopfte man den bösen Haman nach Herzenslust durch, als Hannele ihrem geliebten Prokop die traurige Eröffnung machte,

daß man Anstalten treffe, sie von einander für immer zu trennen. Ihr Vater hätte ihr gesagt, daß sie sich bereit halten sollte, an einem der nächsten Sabbathe den Mann zu empfangen, dem sie zum Weibe bestimmt sei; er habe sich lange um eine gute Partie für sie umgesehen und ihr jetzt endlich den rechten Mann gefunden. Er kündigte ihr zugleich an, daß ihr künftiger Mann — Berl Altmann, der Wunderchason aus seiner Vaterstadt Amsterdam sei, ein Mann, wie er ihn haben wollte: „beliebt bei Gott und den Menschen.“ Hannele hatte für den Augenblick mit der gewohnten Ergebenheit gegenüber dem Willen des Vaters die Nachricht entgegengenommen, aber auch nicht angestanden, ihren Prokop rechtzeitig davon zu verständigen; wie gerne hätte sie ihm nicht so viel Leid erspart, aber sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, etwas zu verschweigen, was in seinen Folgen für sie von unberechenbarstem Unheil sein könnte. Prokop war natürlich auf's schmerzlichste überrascht, an einen auswärtigen Freier hatte er nie gedacht. Und er glaubte auch noch nicht an einen solchen und verschob alle Pläne für die Zeit, wo die Unglücksmäre wahr werden sollte. Wie wir wissen, ist nun diese Zeit wirklich gekommen, der mit Furcht erwartete Schabes war da und mit ihm auch der Wunderchasen Berl Altmann. Der Unglaube Prokop's rächte sich bitter, er konnte sich im Angesicht der nächsten Gefahr gar nicht fassen; bald machte er sich Vorwürfe über den Unglauben, den er in dieser Sache gehegt, bald wieder verfluchte er den Chasan

sammt seinem Gesange und wünschte ihm die Stimme einer Krähe.

Inmitten diese traurigen Zerwürfnisse, hinein in die Ohnmacht seines Herzens, klangen die süßen Mahnungen Hanneles, ja bald ein Mittel zu ergreifen, um sich und sie zu retten, wie die Auferstehungsrufe der Osterglocken. Muthbeseelt umarmte er Hannele und sie noch einmal küssend, trennte er sich von ihr mit den thatenglühenden Worten: „Du wirst mein, Hannele, und wenn Berl Altmann wie ein Gott singt!“ Das war sein letztes Wort und dann war er aus der Fischerhütte rasch verschwunden. Hannele aber eilte rasch nach Hause. Auf dem Heimwege, an ihr vorüber, huschte tief verhüllt eine große Männergestalt — es war Lang Maierl. Was wollte der?

Als Prokop, den Weg vom Ufer gedankenschwer dahineilend, allein war, überkam ihn erst recht, wie eine schwüle Gewitternacht, die Verzweiflung. War er wirklich von dem Muthe beseelt, den seine letzten Worte an Hannele athmeten? Wer ihn so in sich versunken in die tiefe Nacht hineingehen sah, der mochte es bezweifeln. Als ob ihn, wie einen armen Sünder, die racheschnaubenden Furien des Hochgerichtes verfolgten, rannte er hin und her. Einigemal stand er schon vor dem Thore seiner Wohnung, aber jedesmal trieb es ihn wieder zurück; er fürchtete sich, in die Einsamkeit seines Schlafgemaches den gewaltigen Schmerz hinüber zu nehmen, und zog es vor, draußen seine Klagen in alle Lüfte austönen zu lassen. Wo waren all' die

schönen Pläne, die im ersten Rausche seiner Glückseligkeit sein Hirn zur Welt brachte? Das waren Schlösser in den Aether gebaut, Hütten an's Ufer der wogenbrandenden See gestellt.

Prokop war wie vernichtet, sein Schmerz wollte seinen Verstand lange nicht zu Worte kommen lassen. So sah er schon im voraus, Berl Altmann den Arm um den schönen Leib seiner Hannele schlingen und es kam ihm plötzlich der Gedanke, zu Hanneles Vater zu gehen und ihm alles einzugestehen. Sobald aber ein Fünkchen Verstand die Leidenschaft hinwegzudrängen wagte, da sah er gleich wieder die Gehaltlosigkeit seines Vorhabens ein und mußte es aufgeben. Zu Paltiel gehen, dachte er, hieße sich selber aus dem Paradiese jagen, das ja noch immer nicht als verloren gelten könne. In solchem Zustande einer verwirrten Ohnmacht, wie Prokop da vor sich hinging, fühlte er sich mit einemmale von einer Hand stark gefaßt. Prokop wandte sich zornig um. Die dunkle Nacht verbarg ihm das Antlitz seines Gegners; aber als er sich losreißen wollte, da erkannte er an dem „Prokop! Prokop! was treibst Du?“ das ihm dieser zurief, die Stimme seines Freundes, des Bäckersohnes Wazlav. Wie vom Donner gerührt stand er da, er fluchte, daß man auch mit seinem Leide nicht allein bleiben könne. Doch bald bekam die Stimme seines Busenfreundes die Oberhand. „Prokop! ich bitte Dich, laß jetzt das sonderbare Treiben. Weißt Du, warum ich Dich jetzt aufgesucht? Prokop, Deiner harrt ein großes Werk, eine That, die Tausende glücklich, Dich zum Glücklich-

sten machen kann.“ — Prokop hörte gedankenlos dem Freunde zu, sein Sinn war jetzt für solche räthselhafte Nachtgebilde nicht eingerichtet. Die Hand Wazlav's ergreifend, brach er in die klagenden Worte aus: „Laß mich, bei unserer wahren Freundschaft beschwöre ich Dich, laß mich, nur für jetzt. Ich bin der Unglücklichste auf diesem Erdboden.“ — Die Worte waren von einem Thränenstrome begleitet. Prokop schüttete die Fülle seiner Leiden in das empfängliche Herz seines lieben Freundes Wazlav; er brauchte ihm nur von der Nachricht, die ihm heute Hannele gebracht, zu erzählen und er war dessen im Voraus gewiß, daß er an ihm einen Mitfühlenden hatte. Zwei treuere Freundesherzen konnte es ja nicht geben, so weit die Sonne ihre nährenden Strahlen versendet. Es war, als ob die Natur bei Erschaffung des Einen von der Rippe des Andern Gebrauch gemacht hätte. Ein Herz und eine Seele, ein Fühlen und ein Wollen. Darum war auch Wazlav's Herz der rechte Ort, wo die Leidenschaft Prokop's auszutoben Gelegenheit hatte. Wazlav hatte schon seit längerem von der Liebe Prokop's zu des reichen Juden Tochter Kenntniß genommen, auch ihm hat Hannele sehr gut gefallen und mehr als einmal begleitete er Prokop zu seinen abendlichen Zusammenkünften. Aber hatte er auch das Herz ganz wie Freund Prokop auf dem rechten Flecke, der Verstand ging ihm nie damit durch. Darum hatte er auch schon früher über das Ende vom Liede nachgedacht und immer schien ihm jenes Ende ein tragisches werden zu wollen. Heute aber, wundersamer Weise, schien er eine freudigere Zukunft für seines Freundes Glück zu

ahnen; denn als Prokop keine Worte mehr fand, ihm seine Lage zu schildern, da sprach er: „Prokop', mir kömmt ein Gedanke, der, wenn er Dich jetzt durchblitzte, Deine Lage mit Einemmale erleuchten könnte; doch vor allererst folge mir, wohin ich Dich führen werde!“ Und mit diesen Worten faßte er seinen Freund unter dem Arm und führte ihn mit sich fort. Willenlos, fast mechanisch folgte Prokop. Von keiner Seite fiel auch nur ein Wörtchen, jeder der beiden Jünglinge war mit sich beschäftigt und doch liefen die Gedanken Wazlav's auf denselben Punkt zu, wie die Prokop's. So schweigend schritten sie das Ufer entlang, bis Wazlav seinen Freund in der Nähe des letzten Hauses am Tummelplatze stehen hieß. Durch den langen Weg, den sie miteinander zurückgelegt, neugierig gemacht, wohin ihn sein Freund zu führen beabsichtige, gerieth Prokop jetzt noch mehr in's Erstaunen an dem ausgestorbenen Platze, auf dem ihn Wazlav nun Halt machen hieß. Sprachlos herumstarrend stand Prokop dem Freunde gegenüber. Auf diesem großen, wie ausgestorbenen Platze wollte es Prokop scheinen, als befände er sich im entferntesten Winkel des Erdballs auf einer menschenleeren Insel; das Brausen des gerade hochgehenden Flußes bestärkte ihn noch mehr in seinem phantastischen Hinbrüten.

Aus diesen Gaukeleien weckte ihn Wazlav bald mit den feierlich gesprochenen Worten: „Versprich, ja schwöre mir, Prokop, mich nie zu verrathen! Was Du binnen wenigen Augenblicken sehen und hören wirst, dort in dem kleinen Häuschen am Ufer, mußt Du ruhig in Dich aufnehmen, ohne einen Laut von Dir zu geben, sonst ist es

um unser beider Kopf und um den der Unsrigen für immer geschehen. Hast Du aber aufmerksam gehorcht, dann bleibt Dir nichts übrig, als zu handeln, und es wird Dich nie reuen, Deinem Freunde Wazlav gefolgt zu sein." — Wazlav umarmte hierauf seinen Freund Prokop, und als ihre Hände in einander lagen und ihre Augen ineinander sahen, da war der verlangte Schwur auch ohne Worte besiegelt.

Das Häuschen, auf das die Freunde zuschritten, war hart am Ufer gelegen. Dem äußern Ansehen nach schien es schon unbewohnbar, denn das Dach zeigte nicht unbedeutende Blößen. Das Ganze schien mehr ein halbverfallenes Gemäuer, das nur Grillen und Nachteulen noch zur Behausung dient. Den vorderen Theil des verfallenen Häuschens sah man beleuchtet, obwohl die matten Fensterscheiben das Licht nur schwach durchschimmern ließen.

Die beiden Freunde verschwanden im Innern des Häuschens, als gerade die Glocke von St. Veit ihre zwölf Schläge über die Schlafenden der Stadt dahindröhnen ließ.

Wir kehren wieder in das Haus unseres alten Bekannten Paltiel Kozen zurück. Drei Tage sind bereits seit jenem Abend verflossen, an dem wir der Ankunft des neuen Chasons beiwohnten.

Berl Altmann war schon wie zu Hause; durch die Bescheidenheit und Güte, die er in seinem Umgange mit jedem in Paltiel's Hause an den Tag legte, ward er bald der Liebling aller Hausgenossen. Die ersten

zwei Tage des Passahfestes waren bereits zurückgelegt und hatten dem Wunder-Chason Gelegenheit gegeben, immer mehr und mehr den allgemeinen Enthusiasmus zu erregen. Er hatte bereits in drei „Schulen" in der „Zigeunerschul", „Großehofschul" und auch in der vornehmen „Klaus" gesungen und jedesmal konnten die weiten Hallen, in denen seine Glockenstimme erklang, nicht genug der Zuhörer fassen. Alles, selbst die größten „Amrazim" (Unwissenden) sah man wallfahrten in das Gotteshaus, das sie bisher mieden, und beim Ausgange waren sie so erbaut, als wäre der Geist Gottes über sie gekommen. Wenn man sonst in der Gemeinde gewohnt war, bei den ständigen Vorbetern der verschiedenen „Schulen" nur einzelne Theile ihrer Leistungen lobend oder mit Auszeichnung zu erwähnen, (wenn man gewohnt war von dem schönen breit ausklingenden Basse Reb Hillels oder dem effectvollen Vortrage Reb Anschel's mit großer Anerkennung zu sprechen), so gestaltete sich das Allgemeinurtheil über Berl Altmann alles jenes Einzelne weit überragend. Er mochte wann und was immer vorbeten, traurige Weisen oder heitere recitiren, am einfachen Wochentage oder am Festtage vorbeten, so traf er alles gleich ausgezeichnet, er ergriff seine Hörer im Kleinsten, wie im großen Ganzen. Daß er unter solchen Umständen auch Neider hatte, von denen er bekrittelt wurde, versteht sich von selbst, und zwar zumeist unter seinen Zunftgenossen in der Gemeinde, doch wußten auch diese nur zu gut, daß er mit glänzenderen Mitteln ausgestattet und auf einer viel höhern Stufe der Ausbildung stand als sie, und

daß ihnen all' ihr Eiertrinken und Kehlenschmieren nie die Stimme des „schönen Chasens“ verschaffen werde. Aber nicht allein herumgebetet hatte er schon bald im Ghetto, sondern auch herumgegessen. Es hatten sich auch schon der Gemeindevorsteher und der Rabbi seiner ehrenden Gegenwart beim Mittagmahl zu erfreuen gehabt und hatten bei dieser Gelegenheit auch lobend eingesehen, wie unterhaltend Berl Altmann sei. Der Rabbi erstaunte über seine fertige Redeweise; er mochte wohl vorher gemeint haben, der neue Vorbeter sei auch so ein Ignorant, wie die meisten anderen Vorbeter alle, mußte aber von dieser irrigen Meinung bald zurückkommen. Der gestrenge Herr Vorsteher, der sich immer selbst rühmte, ein großer „Weltmann“ zu sein, kam bald zur Einsicht, daß Berl Altmann in den Dingen der Außenwelt mehr mitzureden verstehe, als er sammt seinem Lang Maierl.

Lang Maierl aber besonders war es, der viel unter Berl Altmann's Anwesenheit auszustehen hatte. In seiner arroganten Manier glaubte er immer mehr zu wissen, als jeder andere in der Welt und doch sagten die Khileleut von ihm, daß er weniger wisse als ein einfaches Schuljüngel. Berl Altmann wußte aber bald, wie es mit ihm stehe, und gab ihm recht oft zu verstehen, daß einer, der noch nicht „drei Meilen hinterm Backofen“ gewesen, den Mund halten müsse.

War nun Berl Altmann überall im großen Ghetto sehr willkommen, so befand er sich doch am liebsten in Paltiels Hause. Den Leuten in der Gemeinde war das noch immer nicht ganz begreiflich; freilich dachten

viele dabei an den Magnet Hannele, aber daß Paltiel Kozen, der die schönsten Partien für Hannele im Ghetto ausgeschlagen, einen Chasen — wenn auch einen Wunderchasen, aber doch immer ein Chasen! — „einsetzen" werde, konnten sie sich nicht einreden.

Im Hause Paltiels war wunderbarer Weise Kele, die jüngere Schwester Hanneles, immer die Erste, die sich um Berl Altmann zu thun machte. Sie hatte, seit sie ihn letzthin am großen Schabes vor dem Passachfeste in der „Altschule" gehört, ihn sehr lieb gewonnen, doch bald sah sie ein, es komme bei ihrer Neigung für ihn nicht alles auf die Rechnung des schönen Gesanges. Kele war, was man so sagt, ein hübsches Mädchen. Man konnte ihrer Schwester Hannele gegenüber immer nur ihr zum Nachtheile urtheilen, denn sie vereinigte nicht diese außerordentliche Fülle von Reizen, wie es bei Hannele der Fall war. Kleiner von Wuchs, war ihre Persönlichkeit schon nicht dazu geeignet, den imponirenden Eindruck gleich im ersten Augenblick auf den Beschauer zu machen. Dagegen brauchte man nur einige Zeit in ihrer Nähe zu weilen, um sie für immer liebzugewinnen. Ihr schwarzes Haar floß in langen Flechten über den zartgebauten Nacken. Das blaue Auge gab dem tiefbraunen Antlitze einen interessanten, anziehenden Ausdruck, und man fühlte sich bei ihrem Sprechen wie von zarten Frühlingslüften umsäuselt. Auch auf Berl Altmann, der der schönen Mädchen in der Welt so viele gesehen, daß er sie nicht auf den Fingern herzählen konnte, verfehlte das liebliche Mädchen nicht, die angenehmsten Eindrücke zu machen.

Hannele war seit jenem Abend, da wir sie bei Prokop sahen, sehr niedergeschlagen. Der Vater, der bei dem schönen Mädchen den hellsten Frohsinn herrschen zu sehen gewohnt war, hatte sich im Stillen Vorwürfe gemacht über die harte Behandlung, die er ihr hatte angedeihen lassen, als sie so spät mit dem Weine zurückkam, wenn diese auch nur in bösen Worten bestand; aber daß bei Hannele etwas anderes am Herzen nage, konnte er freilich nicht wissen. Je mehr er ihr die Gesellschaft des neuen Chasens aus bekannten Gründen anempfahl, desto mehr suchte sie derselben auszuweichen. Berl Altmann, der selber das Glück nicht ahnte, das ihm von Seiten seines Gastherrn zugedacht war, fühlte sich mehr Kele zugeneigt, und er konnte sich auch sehr leicht bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß er ihr näher stehe, als das bei Hannele der Fall war.

Kele, die um das Vorhaben Paltiels mit ihrer Schwester Hannele wußte, konnte sich das sonderbare Benehmen Hanneles Berl Altmann gegenüber gar nicht erklären. Aber bei der ihr zustehenden natürlichen Eitelkeit glaubte sie es sich selbst schuldig zu sein, die Rolle ihrer schönern Schwester geschickt durchzuführen. Paltiel selbst meinte, daß sich das bei Hannele, wenn er einmal mit seinem Vorhaben herausrücken werde, legen müsse, und schob alle ihre Gleichgiltigkeit auf Rechnung ihres überzarten Schamgefühles, während er wieder die Vertraulichkeit Kele's im Umgange mit dem neuen Chasen dem ihr eigenthümlichen lebhaften Naturell zuschrieb. Wie irrt ein Vater in solchen Dingen!

Hannele brachte den größten Theil des Tages,

wenn sie nicht im Hauswesen beschäftigt war, auf ihrem abseits gelegenen Zimmer zu. Hier hatte sie Muße ungestört der Liebe zu ihrem Prokop nachzuhängen. So schmerzlich als jetzt hatte sie es nie gefühlt, keine Mutter zu besitzen. Wie hätte sie ihr zu Füßen stürzen mögen, um ihr alles zu gestehen! Aber dem strengen Vater alles sagen, das hieße ihm eigenhändig den Tod geben. In den Augenblicken, wo sich ihr die Zukunft entgegenstellte, ausgemalt mit allen furchtbaren Schrecknissen eines seelenkranken Gemüthes. dachte sie oft auch an den Tod durch eigene Hand. Da aber kam ihr wieder ihr Prokop in den Sinn, und sie weinte bittere Thränen über den frevlerischen Gedanken, ihn unglücklich allein in dieser Welt zurückzulassen. Durch drei Tage hatte sie ihn schon nicht zu Gesicht bekommen, nicht einmal durch das Fenster ihres Schlafgemaches. In der peinigendsten Ungewißheit, ob und wie Prokop ihre Qualen endigen wolle, verbrachte sie die durchwachten Nächte. Die alte Kröfel war noch die Einzige, der sie ihre Leiden anvertrauen konnte, aber die war einestheils schon zu schwach, um sie trösten zu können, anderntheils mußte bei den großen Leiden Hanneles ihr „Gott wird schon helfen" wirkungslos bleiben. So aber verrannen die Stunden, und mit jeder ward Hannele trauriger und trauriger. Warum? wissen nur wir. Allen Leuten im Hause Paltiels bis auf die alte Kröfel war es ein unlösbares Räthsel.

Bis jetzt war der Friede nur aus dem Herzen Hanneles verschwunden. Sie war die Einzige, der die

Ankunft des Berl Altmann Schmerz verursachte. Aber es sollte nicht lange dauern und der Friede des ganzen Hauses Paltiels sollte auf eine Zeit hinaus gestört sein. Man sprach seit einigen Tagen nicht mehr ausschließlich von Berl Altmann, das Stadtgespräch im Ghetto hatte sich von ihm zu Paltiels Hannele gewendet. In allen Straßen munkelte man, daß etwas in des Kozens Haus vorgehe, jeder bildete sich seine Vermuthungen und sprengte sie aus, in weite Kreise, wo und wie er nur immer konnte; aber es gab mitunter auch Leute, die was Rechtes wußten. Paltiel, wenn man ihn auf der Straße sah, ward der Gegenstand scheeler Blicke, ja man ging gar so weit, daß man, wenn sich der Biedermann in Schul zeigte, mit Fingern auf ihn wies. Paltiel war das ewige Geheimthun und die scheelen Blicke, die man ihm allüberall zuwarf, nicht gewohnt; er konnte sich nicht überreden, diese Behandlung aus den längstbekannten Ursachen und der dazu nun gekommenen von Berl Altmanns Aufenthalt in seinem Hause abzuleiten, dem klugen Manne schienen ganz andere Gründe vorzuschweben, vielleicht auch die rechten, nur daß er über letztere nicht weiter nachzudenken wagte.

Wenn er so früh und abends durch die Reihen der „Schmuser" in Schul ging und neben seinem Namen auch den seiner Hannele hörte, da lief ihm das Blut in die Wangen, und der Mann, der von jeher Niemandens Kritik zu scheuen hatte, dessen Leben klar wie der lichte Tag vorlag, mußte unwillkürlich schamroth werden. Sollte er hingehen zu diesen Leuten und sie

um Rechenschaft über ihr Treiben, seiner und seines Hauses Ehre gegenüber, fragen? Dazu war Paltiel viel zu stolz. Er ließ der Fama ihren Lauf, bis sie ihn endlich zu erdrücken drohte.

Es war gerade der dritte Passach-Tag. Berl Altmann hatte seinen Gastfreund gebeten, ihm einmal heute die Einrichtung des Backhauses der Gemeinde zu zeigen und Paltiel hatte, wie in alle Bitten seines ehrenwerthen Gastes, so auch in diese gewilligt. Das Backhaus ist eine Art Nationalwerkstätte der Juden. Es ist eigenthümlich, das Treiben in diesem Hause, wo der Mundvorrath für das ganze Passachfest, bestehend in den „Mazes" (Osterbrot), den Juden zubereitet wird. Das Backhaus befand sich damals auf dem Fleischmarkte zu ebner Erde. Durch das kleine Vorhaus, wo einen eine egyptische Finsterniß erwartete, mußte man sich hindurchwinden, um in die eigentliche Werkstätte zu gelangen. Da empfing einen im großen Saale, dessen schwarze Wände ihm das Aussehen gaben, als ob hier das heilige Vehmgericht seine Sitzungen gehalten hätte, entweder das Geschrei und Gejodel der darin hausenden Arbeiter und Arbeiterinnen, oder, wenn man in den kurz zugeschnittenen Mußestunden kam, das brüllende Geschnarche der Müden. Mit ihren Füßen auf dem Ziegelboden stehend, zogen sich mehrere Tische, oben mit Kupferplatten beschlagen, durch die ganze Länge des Zimmers.

Zwei Oefen, die einen mit ihren großen Mündungen angähnten, und eine kleine Seitenkammer machen das übrige Mobilar dieser Werkstätte aus.

Die Individuen, die im Backhause durch die wenigen Wochen, während welcher man die Mazes bäckt, ihren Erwerb suchen, sind zumeist solche Leute, deren Faulheit oder Ignoranz sie zu keinem anderen Gewerbe zuläßt. Jedoch will dieses nur von jenen Leuten gesagt sein, die dem Mazesteig die eigentliche Form verleihen. Die Rekrutinnen, die das schöne Geschlecht liefert, stehen auf keiner höhern Stufe. Daß bei diesen Leuten, wenn ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt, der gute Ruf so manches Gemeindemitgliedes leiden muß, um ihnen ihre Arbeit kurzweilig zu würzen, versteht sich von selbst. Da wird die Gemeinde im wahren Sinne des Wortes zu Recht gelegt, jeder einzelne von diesen Leuten, über Hals und Kopf im Schlamme eines wüsten Lebens steckend, spielt hier die „Gottspolizei" und bricht über manches edle Judenkind der Gasse den Stab, den man über ihn schon längst gebrochen. Einer würdigeren Gattung von Menschen gehören die höhern Beamten dieses Institutes an. In erster Reihe als das geachtete Oberhaupt steht der „Meschkich" da, gewöhnlich ein Mann, den seine Gelehrsamkeit nicht vor Armuth geschützt. Er hat die Arbeiten zu besichtigen, ob sie den bestehenden Gesetzen gemäß vollführt werden. Ihm zunächst ist der Kneter, der den ungesäuerten Teig, nachdem er geknetet, in seiner noch formlosen Rohheit, an die Arbeiter zum Formen der eigentlichen Osterbrode austheilt, und ihm an der Seite steht der „Gießer", der den Kneter in seinem Geschäfte unterstützt, und den Beruf hat, das Mehl, das sich im Knetbecken befindet, mittelst des

Wassers anzufeuchten. Als letzter Würdenträger ist endlich im Backhause noch der sogenannte „Schießer“ zu erwähnen, der gleichsam als Gouverneur die Oefen zu fungiren und dafür zu sorgen hat, daß die ungesäuerten Brode wenigstens einigermaßen genießbar aus der Feueresse herauskommen.

Es war um die Mittagszeit, als Paltiel Kozen mit seinem Gaste den Weg nach dem Backhause einschlug. Der neue Chasen hatte noch immer seine Augen herumschweifen zu lassen, denn die Prager Judenstadt hatte sein ganzes Wohlgefallen erregt und er konnte sich nicht satt sehen. Paltiel war wieder mit sich selbst beschäftigt, der gekränkte Mann ging schweigend einher und schlug nicht einmal die Augen auf. Vor dem Backhause angelangt, trafen sie die dürre Gestalt Lang Maierl's, der, sie beide mit wegwerfenden und höhnischen Blicken messend, aus dem Backhause trat. „Der ist so lang' als das Goles“ (die Verbannung), redete Berl Altmann seinen Gastherrn an. „Wenn ich ihn seh', möchte ich vor ihm ausspucken,“ antwortete ganz ruhig Paltiel. Unterdessen waren sie im Innern des großen Backhauses angekommen. Bei ihrem Eintritt konnten sie ein auffälliges Murmeln an den kupfernen Arbeitstischen deutlich wahrnehmen. Der „Meschkich“ war der Einzige, der den beiden Ankömmlingen die Hand schüttelte und sie freundlich willkommen hieß. Warum er das that? Hiezu hatte er, wie Jedermann wußte, seine guten Gründe; Paltiel ließ ihn ja wochentlich am Sterbetage seines Weibes in seiner Behausung „lernen“ und bezahlte dieses sehr gut. Der neue Chasen hatte

nach und nach die einzelnen Institutionen in Augenschein genommen, und da und dort Bemerkungen über die Güte oder Unzulänglichkeit der Einrichtungen fallen lassen. Natürlich kam ihm da das Viele, was er anderwärts in den verschiedensten Gemeinden schon gesehen, beim Vergleich zu gut. Seine Kritik hatte aber ebenso natürlich unter den dortigen Arbeitern viel Mißfallen erregt, und es fehlte darum auch nicht an hie und da fallengelassenen spöttischen Bemerkungen: „Er soll hingehen und es besser machen, wenn er's kann.“ Derartige Antikritiken aber ließ der neue Chasan natürlich unbeantwortet, als hätte er sie nicht gehört, vorübergehen. Paltiel, der sich immer an seiner Seite befand, hatte in der That kein Ohr für diese Dinge. Besser so. Er hätte sonst manches anhören müssen, was ihn in die Seele geschnitten haben müßte. Bezogen sich ja alle die satyrischen Anzüglichkeiten auf Hannele und ihr Verhältniß zum Bäcker Prokop. Begnügten sich nun die Meisten dieser rohen Gesellen mit dem bloßen Streifen der heiklen Angelegenheit, so hatte doch Einer von ihnen die Frechheit, seine Beleidigungslust so weit zu treiben, so daß er, an Paltiel herantretend, sogar direct die spottgetränkte Frage an ihn stellte: „Nun Paltiel, was macht Euer Aden (Eidam) Prokop?“ Paltiel, wie vom Blitze getroffen, blieb vor dem frechen Fragesteller stehen. Jetzt erst fing er an, die scheelen Blicke, die boshaften Reden, die Spöttereien, mit denen ihn die lieben Gemeindegenossen seit einigen Tagen schon tractirten, zu begreifen. Das Licht, das ihm nun „aufging“, fiel grell in seine Seele. Er wollte reden, aber

die Sprache versagte ihm; sein Blut kochte und das Herz drohte ihm zu zerspringen. Er war grade dran, sich an dem Beleidiger zu vergreifen, packte ihn am Halse, lies ihn alsogleich aber wieder los und stürzte mit den Geberden eines Wahnsinnigen hinaus in's Freie, seinen Begleiter Berl Altmann zurücklassend. Durch allerlei kleine Winkelgassen schlug er, mehr hintaumelnd als gehend, den Umweg nach seiner Wohnung ein. Die Frage jenes Elenden wollte ihm nicht aus dem Sinne, er brauchte nicht lange darüber nachzudenken, um die furchtbare Thatsache zu ahnen, die ihr zu Grunde lag. Jetzt erst wußte er, was die Leute seit wenigen Tagen von ihm wollten, und eben vor seinem Hause angelangt, fiel er an der Schwelle desselben besinnungslos zu Boden.

Das Verhältniß zwischen Prokop und Hannele war dem Ghetto also kein Geheimniß mehr. Ueberall wußte man zu erzählen, daß das fromme Judenkind mit dem Christenjungen „gehe". Das Aufsehen, das die Nachricht bei ihrem ersten Auftauchen verursachte, konnte der Natur der Dinge nach kein geringes sein. Jetzt erst fingen die Leute an zurückzudenken und an den ersten Fäden des Ereignisses zu spinnen. Man erinnerte sich der Kindesjahre, die Prokop und Hannele zusammenverlebt, erinnerte sich der früher für unschuldig genommenen Fensterpromenaden Prokop's, erinnerte sich an die Schwermuth, die Hannele in ganz letzter Zeit entwickelte. Hie und da gab es noch Jemanden, der an der Richtigkeit des Falles zweifelte. Stammte ja doch die erste Nachricht von einer Person her, zu deren

Tugenden gerade nicht Verläßlichkeit und Wahrheitsliebe gehörten — Lang Maierl war der erste Gewährsmann der Gemeinde. Wahrlich kein Gewährsmann!

Die Leser erinnern sich wohl noch des Umstandes, daß bei der letzten Zusammkunft Hanneles mit Prokop, an jenem traurigen Vorabend des „großen Schabes“, der in raschen Schritten nach Hause eilenden Hannele, eine lange eingehüllte Männergestalt vorüberhuschte, die wir als Lang Maierl zu erkennen glaubten. Er war es auch. Der verschmähte Pflastertreter, schon längst auf die ihm unerreichbare Tochter Paltiels schlecht zu reden, war schon seit längerer Zeit dem geheimnißvollen Treiben der beiden Liebenden auf der Spur. Er war vor Wochen schon dem aus dem Vaterhause schleichenden Mädchen nachgegangen und hatte so ihre abendlichen Zusammenkünfte mit dem Bäcker-Prokop in der Fischerhütte nächst den Holzgärten entdeckt. Mit Ungeduld harrte er seit dem Tage der Entdeckung des Augenblickes, wo er sich an Paltiel und Hannele mit allem Eclat werde rächen können. Der Augenblick war gekommen. An jenem Abende hatte Lang Maierl, der den ganzen Tag hindurch von Gasse zu Gasse in der Judenstadt umherschlenderte, eine Stunde bevor man „in Schul“ rief, Hannele wieder aus dem Hause ihres Vaters gehen sehen. Neugierig, wie schon einigemal früher, schlich er Hannelen unbemerkt nach. Mit der bloßen Besichtigung des äußeren Schauplatzes wollte er sich dieses einemal nicht begnügen, er wollte auch hören. Ohne im geringsten Aufmerksamkeit zu erregen, hatte er sich in eine der Nischen an der Außenseite

der Fischerhütte postirt und hier dem lebhaften Gespräche der beiden Liebenden zugehört. Die höhnische Freude, die der Elende empfand, ließ ihn sogar das erste Auftreten des neuen Chasans in der „Altschul" versäumen. Er war vielfach entschädigt, er hatte mehr gehört, als er erwartete, hatte von den Plänen des Vaters und von denen Prokop's gehört. Unschätzbare Neuigkeiten! Er gönnte sich sie gar nicht allein. Wie gerne hätte er die ganze Gemeinde neben sich vor der Fischerhütte lauschend stehen gesehen! Da das nicht zu ermöglichen, so mußte sie doch wenigstens von dem erfahren, was Lang Maierl erfahren? Die Tochter des frommen „Kozen", die erste Korbvertheilerin de Ghettos, die spröde Schöne vom „Golzischen Hof", liebeschwörend von den Armen eines Christen fest umschlungen — welch' ein überraschend interessantes Bild für das ganze Ghetto! Da mußte ein Mann, wie Lang Maierl, freilich gleich für die Vervielfältigung des Bildes sorgen.

Wir haben den Bäcker-Prokop verlassen, als er, von seinem treuen Freunde Wazlav geleitet, das geheimnißvolle Häuschen am Tummelplatz betrat. Was sich dort seinen Augen und Ohren erschloß, werden wir später erfahren. Genug, Wazlav hatte Recht, wenn er das, was dort vorging, mit dem Glücke Prokop's in engste Verbindung brachte. Seit Prokop in jener verhängnißvollen Nacht seine Wohnung aufsuchte, schien er wie umgewandelt. Die zwei Stunden, die er in jenem Häuschen zugebracht, hatten sein ganzes Wesen

verändert. Keine Klage kam mehr in den nächsten Tagen über seine Lippen, keine Thräne mehr kam ihm aus dem Auge. Daß aber etwas Wichtiges in ihm vorgehe, daß inhaltsschwere Gedanken in ihm heranreifen, konnte sich Niemand verhehlen, der den jungen Prokop von früher mit dem von jetzt vergleichen mochte. Durch volle fünf Tage hatte er sein Haus nicht verlassen, Niemanden außer Freund Wazlav war es vergönnt, den Vorhang von seiner Seele lüften zu können. Geheime Berathungen zwischen den Freunden wurden bald des Tages und bald bei Nacht veranstaltet, es schien ein und derselbe Gedanke, der die Freunde so oft an einander wies. Und dieser Gedanke muß es wohl gewesen sein, der das Wesen Prokop's festigte und von ihm die Zaghaftigkeit und Verzweiflung nahm, die seine sonst so männliche Art zu erdrücken drohte. Trübe, wüste Momente gab es wohl noch immer; wenn sich die verschiedensten Dinge alle in seinem Kopfe zusammendrängten und er an das Loos Hanneles dachte. Dann konnte er wild aufspringen und mochte hinausstürmen, um durch unbesonnenes Vorgehen sich und der Geliebten Elend zu bereiten. Glücklicher Weise war da immer die Hand Wazlav's in der Nähe, die Prokop wieder zur Besinnung und Ruhe zu bringen verstand. Eine harte Kampfeszeit war es, die Prokop durchgemacht, dieselbe Zeit, in der auch aus dem Hause seiner Hannele der Friede verscheucht war. Und an demselben Tage, an dem die freche Rede eines Mannes im Backhause auf Paltiel Kozen so erschütternd wirkte, sehen wir Prokop vor dem Thore des jüdischen Rathhauses halten und

mit dem Haushammer die drei gewöhnlichen Schläge am Thore thun. Der Gemeindediener, der darauf öffnet, macht nicht wenig große Augen, als er den christlichen Bäckersohn vor sich sieht; vor Schreck fällt ihm das lose auf dem Haupte sitzende Sammt-Käppchen herunter, und er steht unversehens barhaupt vor dem „Schegiz“ Doch allsogleich sich fassend, ruft er Prokop spöttelnd zu: „Was wollt Ihr da?“ „Den Gemeindevorsteher sprechen,“ antwortete kurz Prokop. „Der hat jetzt was anderes zu thun,“ wendete der Rathhausdiener ein. Prokop aber, ohne sich weiter um den Alten zu kümmern, hatte bereits die Treppen erreicht und schritt hinauf. Im ersten Stockwerke angelangt, öffnet er das erste der ihm in's Auge fallenden Zimmer und wird darin von einem der Gemeindeschreiber freundlich empfangen, der ihm auf seine Anfrage bedeutet, in den anstoßenden Saal zu treten.

Dem Rathe des freundlichen Schreiberleins folgend, tritt er in den Saal, in dessen Mitte an einem langen Tische in hohem Lehnstuhl das gefürchtete Oberhaupt der Gemeinde in ein Bündel Schriften vertieft sitzt. Der Gemeindevorsteher, der den Eintretenden gar nicht bemerkt zu haben scheint, ist ein noch kräftig aussehender Mann von mittlerer Größe, dem seine sechzig Jahre noch nicht zur Last gefallen zu sein scheinen. Das nicht mehr reichlich auf dem Scheitel vorkommende, graue Haar, die ziemlich hohe Stirn, die großen Augen, die mit einer goldgefaßten Klemmbrille bewaffnet sind, geben seinem Aeußern doch etwas Imponirendes. Prokop bleibt betroffen einige Augenblicke stehen, er wagte es

nicht recht, den Würdenträger aus der Arbeit aufzu- stören. Doch eben wendete sich der Greis plötzlich um, und war nicht wenig erstaunt, den Bäcker-Prokop, der ihm genau bekannt war, vor sich zu sehen. Mit der Zuvorkommenheit, die man an dem Vorsteher gewohnt war, da besonders, wo es galt im Umgang mit den Leuten aus der Christenstadt die Würde der Gemeinde zu wahren, ging er auf Prokop zu und frug ihn, was sein Begehr.

Auf die von Prokop erhaltene Antwort, daß er ihn wo möglich allein in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche, führte er ihn ins anstoßende kleine Cabinet. „Mein Herr!“ beginnt Prokop, „während Sie und die ganze Judenschaft mit Ruhe und Zufrieden- heit das Passachfest verleben, sorglos, weil sie sich abgeschlossen von der Außenwelt wähnen, werden in derselben Judenstadt, die Sie und Ihre Gemeinde be- herbergt, Ränke geschmiedet, die allen Prager Juden das Leben kosten sollen.“ — —

Der Gemeindevorsteher fuhr bei diesen Worten nicht wenig auf aus seiner officiellen Gemessenheit, das gesunde Roth seiner Wangen hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht, er hatte Noth vor Schreck sich auf- recht zu erhalten. Freilich ist das kein Spaß, wenn solche gefährliche Dinge, wie Prokop sie da angedeutet, geplant werden, ohne daß das Haupt der Gemeinde etwas davon zu ahnen bekömmt. „Ich bin, wie Sie wissen, andern Glaubens als Sie und Ihre Mitbrüder,“ fuhr Prokop bewegt fort, „aber wie Sie auch wissen, seit meiner frühesten Kindheit in diesen abgeschlossenen

Mauern auferzogen, bin ich, trotzdem daß ich Christ bin, mit den hiesigen Juden enge verwachsen. Das und etwas, was ich Ihnen erst später gestehen will, bewegt mich, Ihnen eine Schandthat zu verrathen, in deren Ausführung man begriffen ist. Ihr Tod und der der ganzen Gemeinde ist beschlossen, wenn nicht schnell Rath geschafft wird; beschlossen von Leuten, die, so klein sie auch an der Zahl sind, furchtbar werden können, weil sie einen Bundesgenossen an der Gelegenheit haben. Sie haben Ostern und wenn ich nicht irre, so hört mit dem Abend des übermorgigen Tages bei all' Ihren Glaubensgenossen das Verbot auf, gesäuertes Brod zu essen; dieser Abend ist dazu bestimmt, die ganze Judenschaft Prags auszurotten.

Hören Sie: An diesem Abend Sie und Ihre ganze Religions-Genossenschaft Prags aus dem Wege zu räumen, ist von einer Anzahl fanatischer Ruchloser, die theils an der Arbeitsamkeit und Rührigkeit der Juden ein Aergerniß nehmen, theils von außen her aufgeregt erscheinen, beschlossene Thatsache. Mit welchen Mitteln dies geschehen solle, kann Ihnen nach meiner Rede nicht mehr verborgen sein. Der Zudrang, der an diesem Abend zum Kaufe von Brod und anderm Gebäcke stattfindet, ist, wie Ihnen bekannt, an solchem Abende, wo seit acht Tagen zum erstenmale wieder Brod gegessen werden darf, jedes Jahr sehr groß. Und dieses selbe Brod, nach dem sich Ihre ganze Gemeinde nach achttägiger gesetzlicher Entbehrung sehnt, soll für die ganze Gemeinde für klein und groß, das davon genossen, Ursache des sichern Todes sein! Alles im Ghetto

an dem Abend zum Verkaufe gelangende Gebäck soll vergiftet werden! — —

Der Herr Gemeindevorsteher, während der ganzen Rede Prokop's mit seiner Mannhaftigkeit sichtlich kämpfend, konnte sich nicht länger halten, und sank einen Schrei ausstoßend rücklings zur Erde hin. Prokop sprang auf den Sinkenden zu und rasch, vom Aufschrei herangezogen, war auch das Schreiberlein im anstoßenden Zimmer zu Hilfe herbeigeeilt. Beiden gelang es bald den Mann wieder aufzurichten und ihn in den nahen Lehnstuhl niederzulassen. Prokop, selber mehr einer Salzsäule als etwas Anderem ähnlich, wollte sich nun anschicken zu gehen, aber der indeß wieder zur vollen Besinnung gelangte Gemeindevorsteher bedeutete ihm, zu bleiben. Das Schreiberlein bekam einen Wink und verschwand alsogleich wieder aus dem Zimmer. In diesem Augenblicke erhob sich der Herr Vorsteher aus seinem Lehnstuhle, ging raschen Schrittes auf Prokop zu und umarmte ihn unter einer solchen Fluth von Thränen, aus der man die Worte des Dankes, die über seine Lippen kamen, fast nur mühsam heraushören konnte. Auch der Bäcker-Prokop war gerührt und einige Minuten vergingen, in denen ein Anwesender nur die raschen Schläge zweier edler Herzen und sonst nichts hätte zu hören bekommen. Das augenblickliche Stillschweigen unterbrach der Gemeindevorsteher mit den Worten: „Großer Gott! Herr Prokop, Sie müssen gar kein „Orl“ (Christ) sein. Eine wahre Judenseele.“ — Doch Prokop bat ihn in seiner Extase einzuhalten, und ihn erst das ganze schändliche Gewebe, das das Leben so

vieler Tausende einzufangen bestimmt ist, enthüllen zu lassen. Der Gemeindevorsteher und der Bäcker-Prokop mögen noch eine Stunde beisammen geblieben sein, bis ersterer den frevelhaften Anschlag einiger unseligen Fanatiker in seiner Gänze vor Augen hatte, und die Verabschiedung muß eine überaus herzliche gewesen sein, wenigstens staunte Alles im Rathhause, als der Gemeindevorsteher den „Bäckerschegiz" Prokop allerhöchst persönlich bis an's Hausthor geleitete und ihm dort noch herzlich die Hände schüttelte. — —

Von dem Tage an, wo Paltiel beim Heimgang aus dem Backhaus bewußtlos im Hausflur niedergesunken, war dem Unglücke in Paltiel's Hause das Thor geöffnet. Ermattet auf sein Zimmer gebracht, verlangte er Hannele allein zu sprechen. Die Scene voll Aufregung und Leidenschaft, die damals zwischen dem in seiner starren Gläubigkeit gekränkten Vater und der liebenden Tochter vorgefallen war, erlasse man uns zu schildern. Hannele hatte ihr Verhältniß zu dem Christenjüngling, kaum daß der Vater auf dasselbe die Rede geführt, rein und klar gestanden; mit der Festigkeit einer starken Seele hatte sie den Sturm von Vorwürfen und die Donnerstimme des väterlichen Grolls über sich hintoben lassen, und sie bewahrte ihre Festigkeit selbst dann noch, als ihr der Vater, mühsam einen Fluch auf der Zunge zurückhaltend, die Thüre seines Zimmers wies. Am selbigen Abend noch mußte man Paltiel zu Bette bringen. In ein Fieber verfallen, lag er da, bewußtlos, der Sinne beraubt. Bald lag er athemlos, einem Leblosen ähnlicher, bald erhob

er sich, von fieberhaften Träumen aufgeschreckt, die Hände gegen den Himmel hebend. Wenn man aus seinen abgerissenen Reden je etwas zu entnehmen im Stande war, so waren es zumeist nur die Namen Hannele und Prokop. Bei der Nennung des Letztern erhob er sich immer krampfhaft vom Lager, als wollte er hinausstürmen, aber kraftlos sank er wieder zurück. Hannele, von so schwerem Leid gebeugt, ließ es sich nicht nehmen, bei ihrem Vater zu bleiben. Tag und Nacht saß sie vor seinem Lager, weinend über ihr Loos. Was mußte sie fühlen, wenn sie den Namen Prokop in so wildbewegten Lauten aus dem Munde ihres Vaters hörte, und wenn sie an Prokop dachte, von dem sie seit Tagen nichts gehört? Niedergedrückt von der Gewißheit, die Ursache der Krankheit des Vaters zu sein, gequält vom furchtbaren Zweifel, ob nicht zwischen Prokop und Paltiel etwas vorgefallen, saß sie da am Krankenlager ihres Vaters, selber eine halbe Leiche. Hatte Madame Kröfel nicht Recht, wenn sie sagte: „Hannele sitze alle ihre Sünden ab?" Und die andern Geschwister Hanneles? Kele tröstete fortwährend ihre Schwester, daß der Vater sich ja bald erholen werde, wie der Doctor gesagt hat; ach, sie wußte ja nicht, was im Herzen ihrer Schwester vorgehe! Die kleinen Burschen lagen niedergekauert zu Hanneles Füßen und sahen starr auf den Vater hin; unbewußt dessen, was da vorgehe, rollte dennoch mehr als eine Thräne über ihre frischen Wänglein. Cheimele aber betete fleißig und sagte zu Hannele, daß er ja nicht mehr beim Beten „überschluppern" wolle in seinem

ganzen Leben, wenn nur der Vater wieder gesund werde. Die alte Kröſel ſaß am Fenſter abſeits mit ihrem „Thilem“ (Pſalmenbuche) und betete vor ſich hin, und jedes Blatt, das ſie ummiſchte, war von Thränen des Mitleids gebadet.

Was machte aber Berl Altmann? War er vielleicht weniger bedrängt, als die erſten Glieder der Familie? Nein. Ueberall, wo es galt, für Paltiel etwas zu thun, war er obenan; wie viele Mal in der Nacht hat er nicht ungebeten und in Folge eigener Beſorgniſſe den Doctor geholt. Das Ereigniß im Backhaus hatte auch bei ihm nicht verfehlt, den traurigſten Eindruck zu machen. Jene vom Spott getragene Frage an den Balbos hatte ihn erſt recht empört, nachdem er ſie ſpäter verſtehen gelernt. Er war Paltiel nachgerannt, ein Unglück befürchtend, hatte ihn aber zu Hauſe nicht getroffen, weil, wie wir wiſſen, Paltiel Umwege eingeſchlagen, um den Leuten aus dem Wege zu gehen. Er hatte ergriffen mit angeſehen, wie man ſeinen ihm ſo lieben Gaſtfreund ins Haus gebracht, als er das zweite Mal dahin zurückkehrte; und nachdem ihm Kröſel alles erzählte, was mit Hannele vorgehe, konnte er ſich alles in dieſem Hauſe in wenigen Tagen Erlebte zurechtlegen und ordnen. Er ſchreckte zwar zurück, als er hörte, daß Prokop ein „Orl“ ſei, aber wiederum konnte ſein Herz, das für die Leiden der Menſchen empfänglich war, auch Hannele die Theilnahme nicht verſagen.

So ſtand es um die erſte Zeit in Paltiel's Hauſe. Mit den folgenden Tagen trat aber eine Erleichterung

in den physischen Leiden Paltiel's ein. Das Fieber wich nach und nach, er konnte manche Stunde ruhig liegen. Sein erster Blick, als er zu Bewußtsein kam, fiel auf Hannele. Sie drückte und küßte seine Hand, er konnte nur mit einem Seufzer antworten; doch Hannele verstand, was dieser zu bedeuten habe. In diesen einen Seufzer war sie im Stande, die Geschichte der Leiden ihres Vaters zusammen zu fassen; denn wer auch kannte diese besser als sie? Wenn Paltiel sich aufrichtete und seinen Blick auf die Umstehenden warf, und dieser Blick dann bei ihr sanft ruhen blieb, da waren Centnerlasten von ihrem Herzen gefallen, und es war ihr, als ob sie schönere Tage hereinbrechen sähe. Die Krankheit schien alle Härte Paltiel's mit sich genommen zu haben.

Der letzte Tag des Passachfestes war da, ein Tag, wie ihn der Frühling dieses Jahres noch nicht gehabt. Der Himmel hatte sich ins Feierkleid geworfen und blickte lächelnd auf das ruhige Ghetto hinab, als wollte er mit den Juden freudig von dem Feste Abschied nehmen, das sie durch acht Tage hindurch, im Andenken an die einstige Befreiung ihrer Vorfahren aus dem egyptischen Joche, feierten. Ja, das Brod, das ihre Väter damals aßen, war nicht gesäuert, die Sonne nur hat es mit ihren wärmenden Strahlen genießbar gemacht; das Brod, das sie aber jetzt aßen, war auch ungesäuert aus dem Ofen des Backhauses gekommen, aber doch ward es sauer denen, die es

aßen, durch die Bedrängnisse und das Trübsal, das ihnen von Seiten ihrer christlichen Mitbürger angethan wurde. Mit den Feiertagen verschwindet aber jede Klage bei den Juden; da ist es, als ob alles ins Meer der Vergessenheit getaucht wäre, was nicht erhebend für die Seele, stärkend für das Herz ist, und wenn auch bei Manchem ein nicht zu unterdrückender Seufzer aus der Brust kommt, so stirbt er, bevor er zu Worte kömmt. Und so kam es, daß auch an diesem obenerwähnten letzten Feiertage alles rege im Ghetto war. Wenn man die freudigen Gesichter sah, auf denen der Passach beim Scheiden noch lächelte, so mochte man gar nicht glauben, daß der künftige Morgen schon wieder die alte Plage in die Juden-Häuser bringen sollte. Es war bereits die Mittagsstunde vorbei, und aus allen Straßen sah man Spazierende einherschreiten. Freilich erstreckte sich damals die Promenade nicht wie heute bis auf die buntbewachsenen Höhen der Basteien oder in die grünumschatteten Alleen des Kanal'schen Gartens, sondern der Prager Jude erging sich nur in den belebten Straßen seines Ghetto's, wo er Menschen finden konnte, die sich mit ihm freuten an demselben Tage, aus derselben Ursache; er hatte kein Verlangen die Thore zu öffnen, die ihm nur zu deutlich an den Tag legten, was er von da draußen zu erwarten habe. Mit den schönsten, buntfärbigsten Kleidern angethan, Arm in Arm schritten die Männer des Ghetto's einher, über die mannigfachsten Dinge ihrer Gemeinde lebhaft sprechend. Hier sah man einige orientalische Frauenschönheiten im tiefen Gespräche verwickelt, man

sah diesen jungen, freudestrahlenden Augen an, daß sie noch wenig geweint und das Leben, wenn auch in enger Begrenzung, dennoch nur in seinen Lichtseiten kannten. Man mochte sie hören hin- und widerreden, immer kamen sie zu Ende ihres Gespräches darauf hinaus, daß man doch bei Jentels oder Fradeles Hochzeit sicher tanzen lassen werde, oder daß Jekewel Weiß schöner sei als Schmule Schwarz. Auf andern Straßenpunkten gruppirte sich wieder die junge Männerwelt des Ghetto's, „jomtowige" Leute, wie sie die Mädchen zu nennen pflegten. Aber heute malte sich noch etwas ganz anderes, als an andern Feiertagen auf den Gesichtern der Ghettobewohner. Es war die Neugierde. Die ganze Khile war nämlich um drei Uhr Nachmittags in die „Altneuschul" geladen zur großen Predigt, welche der erste Rabbi halten werde. Der Umstand, daß der Rabbi forderte, es sollen nicht wie sonst bloß die Talmudgelehrten und Talmudjünger zu seiner Predigt kommen, sondern die Familienväter alle, so viele ihrer die Schul fassen kann, hatte die größte Spannung hervorgebracht.

Die Zusammenkunft Prokops mit dem Gemeindevorsteher auf der Gemeindestube hatte, da man von ihr erfahren, allgemeines Aufsehen erregt. Die verschiedensten Vermuthnngen machten sich breit, man rieth ins Blaue hinein, ohne irgend festen Boden fassen zu können. Anhaltspunkte gab es zwar genug, wenn man die Geschichten von Paltiel und dem neuen Chasan, die die vergangenen Tage brachten, berücksichtigen wollte. Man wußte bereits überall, daß Paltiel Kozen schwer

darnieder gelegen, und machte sich über den Vorfall im Backhause lustig; ja es fehlte auch sonst nicht an Spötteleien. So hörte man auf einigen Seiten sagen: „Der Kozen läßt sich lieber aufhängen, eh' er dem Doctor einen Heller gibt". Solche Urtheile fällten noch immer Leute über einen Mann, der die Zierde des Ghetto's genannt werden konnte. Der neue Chasan war schon längst im Mißcredit, weil er bei Paltiel aus- und einging, aber vorbeten hörte man ihm noch immer gern zu.

Die meisten „Rädlech," wie man die Menschengruppen zu nennen pflegte, standen um den Eingang der Altneuschule und harrten auf den Schulschließer, der mit den Schulschlüsseln lange nicht kommen wollte.

Hervorragend aus all' diesen Gruppen war eine Männergestalt, die der Gegenstand alles Spottes war. Groß und hager, mit abgebleichten Wangen, von gelblicher Gesichtsfarbe, stand der Mann umringt von etwa zwanzig Balbatim, die ihre Zunge an ihm abschliffen. Es war Gabriele, genannt der Fresser. Er erzählte mit einem nicht genug zu lobenden Freimuthe und einer erstaunlichen Aufrichtigkeit seine Herkules-Thaten bei der heutigen Mittagstafel. Er hatte unter andern eine „Mazelokfsch" zu Wege gebracht, wie er sich gewöhnlich per paraphrasin auszudrücken pflegte, von der er erzählte, daß ihre innern Räume so groß waren, daß eine Musikbande darinnen „spielen hätt' können." Unter allgemeinem Gelächter, das von humoristischen Gemüthern noch durch witzige Anspielungen auf seinen

ewig jungen Hunger gewürzt wurde, ward da die Unterhaltung fortgesetzt, bis endlich der Schulschließer von der Altneuschul kam mit seinem Zunftzeichen, dem langen Bund Schlüssel. Ihm auf dem Fuße folgte der Rabbi, vom Gemeindevorsteher und dem Rathhausdiener geleitet. Stromweise ergoß sich nun die Menge in die schwarzen Hallen der Altneuschule, es dauerte kaum einige Augenblicke und die bis hinaus auf die Gasse stehenden Männergestalten bewiesen die Ueberfülltheit des Gotteshauses. Heilige Stille herrschte, als der Rabbi mit dem goldbeborteten Tales bekleidet vor die Bundeslade trat. Nach einem kurzen Eingangsgebete, die Wichtigkeit des Passachfestes, das jetzt seinem Ende entgegen naht, an den Tag legend, geht er auf die Schwäche des Menschen über, auf die Unzulänglichkeit seines Denkvermögens und ihm gegenüber auf die feste Unwandelbarkeit der göttlichen Gesetze. Als Beispiel kündigt er der versammelten Menge an, daß auch er und das ganze Rabbiner-Collegium heuer einen Beweis ihrer Schwäche gegeben hätten. Die Menge ist gespannt auf das, was da kommen werde; solche Geständnisse, im Munde des unfehlbaren ersten Rabbi sind so selten. Wer malt nun ihr Erstaunen, als sie aus dem Munde des Rabbi vernimmt, daß durch eine irrthümliche Angabe das heurige Passachfest um einen Tag zu früh angefangen habe und daß der Rabbi erst heute das schwere Versehen, das er und das gesammte Rabbiner-Collegium sich habe zu schulden kommen lassen, eingesehen habe. Der Rabbi forderte sie daher auf, ihre Enthaltsamkeit mit dem heutigen Abende noch zu zeigen

und das Passachfest nach den heiligen Gesetzen erst am morgigen Abend zu beschließen. „Wie Gott überall helfe, habe er auch jetzt gezeigt, indem im Backhause für die ganze Gemeinde ein großer Vorrath an ungesäuerten Broden vorhanden sei, und wenn es nöthig sein sollte, auch noch heute Nacht „zu Ehren Gottes“ die Arbeiten im Backhause würden fortgesetzt werden.“ — Zum Schlusse noch bemerkte der Rabbi, daß am morgigen Tage die ganze Gemeinde in den verschiedenen „Schulen“ zahlreich zum Morgengebet eintreffen solle, weil ihnen dort alsdann etwas für das allgemeine Wohl Wichtiges werde verkündet werden. Nach diesen Worten, die nicht wenig Aufregung hervorbrachten, verließ die Menge die Altneuschule. Die Rede des Rabbi hatte nicht überall gleichen Eindruck hervorgebracht. Die Leute theilten sich mit ihrer Meinung in mehrere Parteien. Die Einen sagten: „Nun auch der Rabbi ist nur ein Mensch und er hat sich geirrt, wie wir andere zu irren pflegen“ — und standen gar nicht an, den Befehl des Rabbi als bindend und giltig zu erklären. Andere, denen der Irrthum etwas wunderbar, unglaublich vorkam, ahnten, daß da etwas Wichtiges darunter stecke, und brachten mit dieser Ahnung die auf morgen festgesetzte Vorlesung in allen Schulen in Verbindung. Endlich gab es noch Andere, die, sei sie wahr oder nicht wahr, die Rede des Rabbi nur deßwegen verdammten, weil sie gern schon heute den „chomezigen Borche“, d. h. den Abend, an dem sie nach achttägiger Enthaltsamkeit wieder Brod essen und Bier trinken dürften“, gehabt hätten. Wahrscheinlich

war den Leuten nach einem Stückel „Chomez“ (gesäuertes Brod) schon sehr bang und sie glaubten ihr Heimweh nach dem Bierhause nicht noch einen Tag aushalten zu können. Daß Grabrile Fresser zum Advokaten dieser letzten Fraktion gehörte, brauchte man nach den oben über diesen Herkules des Essens gegebenen Andeutungen gar nicht zu bezweifeln.

Doch fügte sich Alles, auch die Ungläubigen, dem Willen des Rabbi und die Wallfahrt nach dem Backhause, wo neuer ungesäuerter Mundvorrath zu erheben war, war noch eine besuchtere, als die „Altneuschule“.

Den wahren Grund der letzten Anordnungen hielten der Gemeindevorsteher und der Rabbi noch unter dem Schleier. — — —

Wir müssen, da unsere Geschichte ihrem Ende zueilt, zur Verständlichkeit des hier vorgeführten Ereignisses der Altneuschule, wieder auf den Tag zurückgehen, an dem die seltsame Zusammenkunft Prokops mit dem Gemeindevorsteher, die zu solch' zärtlichem Ende führte, stattfand. Der Bäcker-Prokop hatte dem Oberhaupt der Gemeinde in allen Theilen auseinandergesetzt, was der ganzen Judengemeinde mit dem Abend des „chomezigen Borche“ drohe. In jener Nacht, in der wir ihn nach dem traurigen Abschiede von seinem Hannele mit seinem Freunde Waclav das verfallene Häuschen betreten sahen, hatte er die Entdeckung des abscheulichen Complottes einiger ruchlosen Seelen gegen tausend arme Menschen gemacht. Das Complott ging von den fünf christlichen Bäckermeistern, die die Juden-

stadt beherbergte und denen sie so schöne Einnahmen verschaffte, aus und entsprang aus einer schändlichen Rachsucht gegen die Juden, weil diese vor einiger Zeit eine Verschwörung gegen die obersten Stadtbehörden Prags, die von Bäckern angezettelt war, ans Tageslicht brachten. Mit einem Vertilgungsplane längst sich herumtragend, glaubten sie beim Herannahen des Passachfestes die schönste Gelegenheit gefunden zu haben, um ihre Mordgedanken in Ausführung zu bringen. Wazlav, der seit längerer Zeit bei einem der Bäcker des Ghetto's in Diensten stand und dessen Freundschaft zu Prokop wir kennen gelernt haben, hatte es nicht über sein Herz bringen können, Prokop, von dessen Liebe zu Paltiels Tochter er wußte, das zu verschweigen. Daß er ihn in jener Nacht aufgesucht, gefunden und an den Ort, wo der frevelvolle Plan ausgebrütet worden, geführt, haben wir erfahren. Dort hatte Prokop mit Schrecken wahrgenommen, daß auch die Bäcker-Firma seiner Mutter unter den Verschwörern durch ihren Altgesellen vertreten war. Es ward beschlossen, sämmtliches Gebäcke für die Juden, die sich nach achttägiger Entbehrung zu den Kramläden am Abend des achten Tages gewöhnlich in Massen zu drängen pflegen, zu vergiften und so am leichtesten den Untergang des ihnen verhaßten Geschlechtes zu ermöglichen. Der Leser wird sich jetzt leicht den Kampf, der in den vergangenen Tagen im Herzen Prokops durchgekämpft wurde, erklären können. Es war die eigene Mutter, die er dem Untergange, einem schmählichen Tode preisgeben mußte, wenn er die einzig geliebte Hannele und ihre

Familie erhalten wollte. Konnte er das Eine thun, das Andere lassen? Endlich reifte der Entschluß in ihm. Wazlav hatte Recht, wenn er die Abwendung dieses Unglückes von den Juden mit einer glücklichen Lösung seines trostlosen Verhältnisses zu Hannele in Verbindung brachte; es stand bei ihm mit einemmale fest, die Mutter bei Zeiten zu retten und Hannele zu gewinnen. Was er zu diesem Behufe für einen Weg einschlug, haben wir gesehen. Nachdem ihm der Gemeindevorsteher nach jener denkwürdigen Unterredung mit großer Gerührtheit gedankt, und ihm zu erkennen gegeben, wie er dem Unglücke noch zeitig vorbeugen und die Verbrecher bei frischem Unternehmen ertappen wolle, hatte ihm noch Prokop feierlich zwei Versprechen abgenommen, erstens: seine verführte Mutter gänzlich aus dem Spiel zu lassen, und zweitens: bei Paltiel „gute Worte für ihn einzulegen“. Der Gemeindevorsteher besann sich lange, ehe er in diese beiden Versprechen zu willigen wagte, besonders war es das Verhältniß Prokops zu Hannele, das ihm Schwierigkeiten zu machen schien, weil er nicht voraus zu bestimmen wagte, ob der strenge charakterfeste Paltiel ihn in dieser Angelegenheit anhören werde. Auf die Länge aber konnte der von der Biederkeit des christlichen Jünglings ganz eingenommene Gemeindevorsteher den Bitten Prokops nicht länger widerstehen. Die geschickte Art und Weise, wie er in Verbindung mit dem Rabbi dem Unglücke vorzubeugen suchte, haben wir kennen gelernt; es ward beschlossen, damit alles seinen gewöhnlichen ungestörten Gang gehe, und die

Habhaftwerdung der Verbrecher nicht gestört werde, zu der erwähnten List Zuflucht zu nehmen.

Am Abende, an dem der eigentliche „chomezige Borche“ fiel, herrschte an den Punkten des Ghetto, wo sich Bäckerbuden befanden, große Bewegung. Die massenhaft noch in den Straßen versammelte Menge hatte mit Erstaunen die Maßregeln angesehen, die man plötzlich ergriffen. Ein großer Trupp Stadtpolizisten hatte nämlich beim Oeffnen der Bäckerbuden an allen Punkten zugleich die Confiscirung sämmtlichen Gebäckes vorgenommen. Niemand konnte diesen Vorgang begreifen. Noch geeigneter die Verwunderung und geheimnißvolle Spannung des Ghettos zu vermehren, war die eingetroffene Kunde, daß von Seiten der Stadtpolizei sämmtliche Bäckerwerkstätten umzingelt und die darin sich befindenden Individuen allsogleich verhaftet wurden. Die alte Prokop war allein von dieser Haussuchung verschont geblieben, doch traf sie die Strafe des Himmels. Als sie von dem Vorgange hörte, wurde sie vor Schrecken vom Schlage gerührt, und nicht lange dauerte es, so war sie unter den Todten.

* * *

Wichtige Ereignisse haben uns auf einige Zeit vom Hause Paltiel's entfernt gehalten. Paltiel wurde Tag für Tag ruhiger, und mit der Verminderung der Leiden trat auch eine größere Sanftmuth bei ihm ein, die sich vorzüglich Hannele gegenüber zeigte. Gott ergeben, schien er alles der Zukunft anheim zu stellen

und von ihr all' sein Heil zu erwarten. Er nahm sich vor, dem neuen Chasan nichts von seinen früheren Plänen mit Hannele zu verrathen, weil er die Abneigung beider gegeneinander nur zu wohl eingesehen. Ob aber Hannele je Prokop werde entsagen können, diese Zweifel drückten ihn noch sehr; doch erst, wenn er gänzlich hergestellt, meinte er Hannele zu überreden. Die Vorgänge in der Gemeinde, während der drei letzten verhängnißvollen Tage Passach, die wunderbare Unterredung Prokop's mit dem Gemeindevorsteher, die räthselhafte Aufforderung in der „Altneuschule", von der ihm Berl Altmann erzählte, und der verschobene „chomezige Borchu" waren auch ihm bekannt geworden. Zumeist aber war es die Mystik der Predigt, die den Scharfsinn Paltiel's sehr in Anspruch nahm, ohne daß er über Zweck und eigentliches Endziel derselben sich hätte die richtige Ansicht machen können.

Der kluge Mann wußte so gut wie der Rabbi und das ganze Collegium, daß der Passach seinen richtigen Anfang in der Gemeinde genommen habe und daher mit dem früher angesetzten Tage endigen müsse; was konnte den Rabbi bewogen haben, den „chomezigen Borchu" auf den andern Tag zu verlegen? Das war dem Manne, der sonst das feinste Gewebe mit seinem Scharfblicke zu durchdringen vermochte, gänzlich unbegreiflich. Freilich ahnte er auch nicht, daß das Alles mit dem Frieden seines Hauses so eng verknüpft sei; auch in seinem Hause sollte bald das schwarze Gewölk einem heiteren blauen Himmel Platz machen.

Tags darauf, nachdem die Confiscirung des Gebäckes und die Inhaftnehmung der Bäcker vorgenommen worden war, wurde der ganzen Gemeinde, versprochener Weise, der Schleier von all' den Geheimnissen der letzten Tage gelüftet.

In allen Bethäusern des Ghettos ward die wunderbare Abwendung eines frevlerischen Vorhabens von Seiten der Bäcker laut verkündigt und der Christenjüngling Prokop als Retter der ganzen Judenstadt bezeichnet. Der Jubel der ganzen Gemeinde konnte da nicht ausbleiben; von allen Seiten hatte der über den Todesfall seiner Mutter tiefbetrübte Prokop die größten Ehrenbezeigungen entgegenzunehmen; doch war dies Alles für ihn nichts, denn er harrte mit Sehnsucht eines Lohnes, der ihm all' sein Leid der letzten Tage aufwiegen sollte.

Am Abende dieses freudenvollen Tages waren alle Straßen des Prager Ghettos dicht belebt, besonders um Bäckerbuden und Bierschänken herum sah man die größten Gruppen. Man kaufte und aß das frischgebackene Brod um so mehr mit Lust, als man denken mußte, wie, ohne Prokop, das gestrige Brod geschmeckt hätte.

Auch der Volkswitz sollte von dem freudenreichen Ereignisse des Tages nicht unberührt bleiben, denn ganze Schaaren von Gassenjungen durchzogen die Straßen und sangen mit lauten Stimmen die improvisirten Verse:

„Rothe, blaue Stern,*)
Harndlech**) eß' ich gern,
Grünbart, Rothbart,
Allerlei Stern."

In Paltiel's Hause war man wie aus den Wolken gefallen, als man vernahm, wie und durch wen die Gemeinde vor schrecklich drohendem Unheil bewahrt worden. Auf Paltiel selbst war diese Nachricht von wohlthuender Wirkung, umsomehr, da mit der Rettung der Gemeinde der Name dessen eng verbunden war, der ihm so viel Kummer verursacht. Auch Hannele traute ihren Ohren nicht; es war ihr, als finge sie erst wieder zu leben an. So stand es, als nach zwei Tagen der Gemeindevorsteher in Begleitung des ersten Rabbi und des jungen Prokop's in der Wohnung des nicht wenig überraschten Kozen erschienen.

Sie wurden in das schönste Zimmer geführt und blieben da eine geraume Zeit beisammen. Was nur der Stoff dieser merkwürdigen Unterredung sein mochte?

Die ganze Familie Paltiel's befand sich während derselben in großer Aufregung. Die Weiber ahnten,

---

*) Noch heutzutage kann man diese Strophe am Ausgangsabend des Passachfestes im Prager Ghetto singen hören. Die verschiedenen Bartfarben, über die sich das Lied lustig macht, haben ihren Ursprung in der Sage, daß unter den Verschwörern sich ein „Grünbart" und ein „Rothbart" befunden haben soll, was wir (besonders was den Grünbart anbelangt) jedoch nicht verbürgen wollen.

**) Härndl, Kipfel.

was da zu entscheiden komme. Hannele wandte kein Auge von der Thüre des Conferenzzimmers, in das sie ihren Prokop fröhlichen Blickes treten gesehen. Sollte er Hoffnungen haben? Kele zitterte an Leib und Leben, wie es sich einer Schwester der auf's tiefste erregten Hannele geziemt. Die alte Rösel lief im Zimmer umher und sagte immer nur: „Mir bembert das Herz!" Nach zweistündiger Conferenz verließen die ernsten Männergestalten des Vorstehers und Rabbi, den jungen Bäcker-Prokop an der Seite, das Zimmer. Mit der ihm eigenen Würde trat der Rabbi beim Heraustreten zu allererst auf Hannele zu und sagte, ihre Hand nehmend, fest und feierlich: „Ich gratulire, Fräulein Hannele!" Der Rabbi hatte gratulirt, also mußte die Sache zu ihrem Glücke entschieden sein? Hannele frug nicht lange und lag gleich darauf in den Armen ihres Prokop.

Bald darauf sprach man im Ghetto von nichts anderem als der bevorstehenden Verlobung Hanneles mit dem Retter der Gemeinde. Die ganze Gemeinde war nun wie umgewandelt, Paltiel mit seiner ganzen Familie der Gegenstand allgemeiner Verehrung, und als nach 14 Tagen die Abreise Hanneles und Prokop's nach Amsterdam stattfand, in welcher letzteren Stadt Prokop zum Judenthum übertreten wollte, da war die ganze Gemeinde auf den Füßen, den Ausziehenden das Geleite gebend; kein einzig' Auge blieb thränenleer, und ein „Masel tow!" (Gut Glück!) kam aus dem Munde Aller. Der junge Wazlav, voll Freude über das Gelingen seiner Pläne, begleitete das junge Paar.

Und Berl Altmann? Der ward — Du wunderst Dich doch nicht, lieber Leser! — mit seiner hübschen Kele ein „Chossen“, und so war es denn doch dem Kozen bestimmt, den schönen Chasan als seinen „Aden“ begrüßen zu können. Paltiel bekam nach diesen Vorgängen nicht nur den Chower, den er für Geld anzunehmen so lange verweigerte, jetzt kostenfrei — der Rabbi in eigener Person hatte ihm dieselbe überbracht — sondern wurde auch noch mit anderen Ehrenbezeugungen überhäuft. Unzufrieden mit dem Ausgange der Geschichte waren nur zwei Personen in der Gemeinde: Lang Maierl nämlich und die alte Krösel. Ersterer, weil man ihm nun beide Töchter Paltiel's vor der Nase weggeschnappt, letztere aber, weil sie sich bei aller Freude, die sie miterlebte, sagen mußte: „Schad' wirklich, daß ich nit mehr jung bin!“

* *
*

Bald darauf mußten die vier Rädelsführer der Verschwörung ihren mißlungenen Anschlag mit dem Tode büßen, und am selben Tage wurde auf allgemeines Verlangen „Reb“ Paltiel Kozen zum Nachfolger des inzwischen verstorbenen Gemeindevorstehers ernannt.

III.

Die Gräfin Dalles.

Eine komische Geschichte.

(1811.)

Erstes Capitel.

Der Weiberkrieg im Doctorhof.

Die heiteren Morgenstunden eines Sommer-Freitags lächelten durch die kleinen Fensterscheiben der Madame Esther Marcuse, als wollten sie zum dolce far niente einladen. Es ist heute aber auch gar so lieblich in dem sogenannten „Doctorhof", wo Esther wohnt. Ein wolkenloser Himmel liegt so tief über dem kleinen Häusercomplex, wie ein blaues Glasdach; kein Lüftchen weht.

Freilich hatten auch die Bewohner des Doctorhofes in aller Frühe das Ihrige gethan, um die die Woche über nicht sehr wirthliche Stätte des einziehenden Prinzen Sabbath würdig zu machen und ihr ein „schmeckediges" Ansehen zu geben. Die Leute hatten doch so Unrecht nicht, wenn sie neidisch sagten, in Esther's Hofe gehe eine andere Sonne auf, als in vielen anderen Höfen und Gängen der Judenstadt, wo man sie um ein Bischen Licht erst auf allen Vieren bitten müsse.

Madame Esther guckten aber die Sonnenstrahlen

umsonst in's Fenster. Wohin ist sie so früh schon? Ueber alle Berge.

In ihrem Zimmer aber schmeckt's schon nach dem herannahenden Schabbes. Der Fußboden ist so blank sauber, daß man von ihm herab essen könnte, und aus der Mitte der nicht gar hohen Zimmerdecke hängt das nette, achtarmige Messinglämpchen herunter, dessen feingedrehte Dochte, in der Sprache des Ghetto „Zochen" genannt, sehnsüchtig dem Schabbes-Oel entgegendurften.

Eben hat sich Perl, die Köchin der Madame Marcuse, die mit dem Tage zu wetten scheint, wer eher aus den Federn steigt, über den Mahagoni-Tisch hergemacht, um ihn mit Bahnerwachs courfähig zu reiben. Sie reibt aber auch, daß ihr das Blut in die fahlen Wangen schießt, und schaut jedesmal, als wollte sie die Röthe festhalten, in den nahehängenden Sophaspiegel, freut sich ihrer momentan wiedergekehrten Jugendlichkeit und wie von selbst überschleicht sie eine kecke Singlust, welcher die Zimmerluft dann das mit etwas verdünnter Kehle angestimmte Lied:

Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold;
In Deutschlands Gauen liegt mein Ahnenschloß.
Ist auch Nichts mein, als Büchse, Schwert und Roß,
Sind doch die Mädchen stets dem Jäger hold.
Schmiegt sich das Täubchen zärtlich an dich an,
So denk' auch manchmal an den Jägersmann —

zu verdanken hat. Ueber die erste Strophe hinaus gelangte jedoch der Gesang nicht. Bis hieher und nicht weiter!

Drüben, nebenan der Saalthür, wohnt ja Pessel Töpfer, gewöhnlich Pessele Töpperin genannt, die kleine Frau mit dem großen, losen Maul. Pessele Töpperin leidet nicht das Singen; sie hat auch mitzusprechen, denn sie zahlt im Doctorshofe auch ihre schwere Miethe, und ihr Geld ist kein Blei!

Madame Pessele Töpferin ist der böse Dämon im Doctorhof und Zanken ihre Lebenslust. Ihr ist nicht das Mindeste in Esther's Häuslichkeit recht. Der Beginn des Krieges zwischen den Nachbarinnen im Hof ist Etwas älter als unsere Geschichte. Er datirt von dem Tage, da der selige Reb Beer Marcuse — „im Ganeden (Paradies) ruht er," wie Madame Esther hinzuzusetzen pflegt, sobald sie die Rede auf ihren verstorbenen Gemahl führt — vor acht Jahren heim kam und „Sehma Israel" *) über sein Hab und Gut schrie, das er im Processe mit seiner Schwester Pessele, verehlichte Töpferin, eingebüßt hatte. Die Geschichte war die:

Pessel war schon im väterlichen Hause der ewige Zankapfel. Zwischen ihr und Bruder Beer hatte nie ein geschwisterliches Gefühl Platz gegriffen, und von Kindesbeinen an waren sie schon wie die Pickhühner gegen einander. Zur ausgesprochenen Feindschaft kam es erst, als Pessel aus dem elterlichen Hause mußte, weil der Vater Marcuse von ihrer Verheiratung mit Hirsch „Töpper" — der gute Mann hieß so nach seinem Handel mit Töpfen — nichts wissen wollte. Pessele ging, nahm, da gerade das Osterfest herannahte, einst-

*) „Höre Israel" — Anfangsworte des täglichen Gebets.

weilen eine Anstellung bei einem Mazzesbäcker*) und dann aus Trotz erst recht ihren Hirsch „Töpper“ zum Mann.

Als nun nach dem Tode des alten Marcuse, Reb Beer seiner verstoßenen Schwester das väterliche Erbtheil vorenthielt, ging sie mit ihrem Gemahl und Töpfer klagen auf's Landesgericht, dann zum Appellationsgericht, und nach Jahr und Tag erst, da Reb Beer einen „feinen“ Advocaten zur Seite hatte, wurde Madame Pessel ihr Recht zugesprochen.

Der Proceß hatte Reb Beer Geld und Gut gekostet; er hatte alle seine Habe hineingesteckt, und als die Sache in allen Instanzen verloren war, hatte sich Reb Beer sein Herz „abgegessen“, legte sich hin und starb. Pessele aber zog aus Schadenfreude mit ihrem Gemahl und Töpper nach dem Doctorhof, wohin ihre Schwägerin sich eingemiethet, um Madame Esther durch allerlei Dinge in nächster Nähe das Herz „abzustoßen.“

Natürlich ging jetzt die Fehde erst recht an. Was Pessele am meisten ärgerte, war, daß Madame Esther die Schwägerin, es nicht für würdig fand, mit ihr in eigener Person herumzuzanken, und in Stellvertretung die alte Köchin Perl für sich den Krieg führen ließ. Auf eine Stellvertreterin, wie die alte Perl in solchen Sachen war, konnte man sich aber auch verlassen, denn Perl hatte eine Zunge, wie „Messer und Schwert.“

Auch heute nimmt Pessele Töpperin Anstoß an

---

*) Osterkuchenbäcker.

dem lustigen Gesange Perl's, es verdrießt sie dies kecke, jauchzende Solo der alten Köchin, aber sie greift nicht wie sonst nach der Parodie und gurgelt Perl's Lied nach, nein: heute hat sie etwas auf dem Herzen, und das muß immer heraus, was Madame Pessel „Töpperin“ auf dem Herzen hat. Das weiß die ganze Judenstadt.

Mit einem Sprunge ist Pessel an ihrer Thür, die aus zwei beweglichen Hälften besteht, reißt den oberen Flügel auf und schreit Perle zu: „Heißt ein Koll*) gehabt! Gott über die Welt! Wird Sie aufhören? Sie löchert ja Einem das Hirn!“ — Bums — und die Thürklappe ist wieder zu. Drüben bei Perle geht sie dafür auf.

„Hat sie schon wieder was zu raisonniren, die schön Madam da drüben? Sie kann Keinen singen hören, weil sie selber wie ein Kalkut schreit!“ — Und nun gerade singt die alte Perl erst recht weiter, lebendiger und übermüthiger als früher:

„Schmiegt sich die Taube kosend an Dich an“ u. s. w.

Wieder geht die Thürklappe bei Madame Pessele auf, um als Sprachrohr zu dienen: „Was ein Zustand! Man merkt's, daß sie dient bei der Gräfin Dalles! Je weniger sie zu beißen haben, je mehr singen sie!“ — Bums — die Thürklappe schließt sich wieder, um drüben bei Perl neuerdings aufzugehen. „Jawohl ist's ein Zustand! Sie selbst hat nicht 'nen Dreier zu beißen und heißt meine Madame eine Gräfin Dalles.

*) Stimme.

Die Schnorrerin"!*) Und — die Klappe war wieder zu. Aber als ob der Grimm erst recht in Perl zu kochen angefangen hätte, ward sie im selben Momente wieder geöffnet, um noch ein kräftigeres „Schnorrerin" an Madame Pessel's Adresse hinüber zu leiten.

Das schien nun Pessele zu viel. Sie ward roth wie Feuer, stampfte mit dem rechten Fuß den Boden, daß das Haus in seinen Grundfesten zu erbeben schien, warf mit dem linken den Wassereimer um und machte sich ihre Röcke etwas locker. Das war nun freilich ein Zeichen, daß der Zorn bei Madame Pessel Töpferin über dem Niveaupunkt stand. Mit einem Satz war sie draußen auf der Diehle. Was Thürklappe? Das ist Nichts. Selber wie Feuer und Flammen erscheinen, erheischt die angegriffene Ehre des häuslichen Herdes. Madame Pessel mag in dem Momente sehr unheimlich ausgesehen haben, die Nemesis lag auf ihrer Zunge, das rächende Fatum in ihrer Hand und die Erinnyen hatte sie wahrscheinlich schon für die scheltende Perl in der Tasche. So trat sie hin und entsendete von der Schwelle ihres eigenen Tempels all' die flammenden Blitze, die sie als Mazzesbäckerin und auf der Judenbörse schleudern gelernt.

„Schnorrerin? Ich? Sie Suppenverbrennerin! Sie Lady Machbettchen! Die Zunge wird Ihr ja noch einmal hinunterwachsen! Die Vermessenheit, mich so zu besudeln! Wart' Sie, in einer Stunde bin ich auf der Polizei, da wird man Sie Mores lehren. Sie Fla=

*) Schnorrer — Bettler.

mänderin! Flausenmachen könnt Ihr, Sie und Ihre Madame, weiter Nichts. Aber mich führt Ihr nicht an, wie die ganze Welt. Was hat sie heut' für eine Mantille um, Ihre Gnädige? Die blaue mit den großen Fransen? Nichts gehört Euch, gar nichts habt Ihr als den „Dalles“ *), aber den habt Ihr ganz — den schönsten Dalles von der Welt — der paßt Euch wie angemessen. Was habt Ihr heute zu Mittag? Vor den Leuten: Supp' mit Knederln, Fleischkugel und was noch Alles für Ausgefallenes — aber zu Haus habt Ihr doch nur eine eingebrannte Griessuppe, Ihr Schnorrergesindel!“

Zu Ende dieser großen Rede legte Pessele die Hand auf die Brust — Beweis, daß ihr bei dem langen Anathema der Athem ausgegangen.

Auf eine Antwort brauchte Pessele freilich nicht erst zu warten, denn Perl's Reden waren schon längst eingebrochen in die feuerathmenden Ausbrüche Pessel's. Wir haben nur Pesseles Reden genau vernommen, aus Perl's Gegenreden klangen nur hie und da einige Kraftausdrücke, die denen Pesseles nichts nachgaben, hervor.

Auch dort im feindlichen Lager hatte die Thürklappe der ganzen geöffneten Thüre weichen müssen, und von Zeit zu Zeit standen die Kämpfenden hart neben einander, jedoch ohne sich auch nur im Mindesten zu berühren. Man vertraute gegenseitig der Allmacht der Zunge, und nur das Roth der Wangen und die

*) Armuth.

Schwingungen der in der Luft arbeitenden Hände deuteten auf den Grad der Kampfeshitze hin.

Der Natur der Dinge gemäß blieb es nicht bei einem und demselben Thema; was Einer vom Andern wußte, oder zu wissen vorgab, wurde mit bitterster Strenge aufgedeckt. Wilder aber ward der Kampf, als er sensibleren Gedankenboden gewann. Das war, als Madame Pessel so wie mal a propos im Zanke hinwarf: „Mein Ephraim gefällt Euch? he! den wollt Ihr in der Familie haben? he? so lang sollt Ihr nichts essen, bis ich meinen Ephraim Eurer Golde geben werde!"

Bei diesen Worten der Madame Pessel Töpperin verstummte Perl. Wie gelähmt war ihre Zunge und helle Thränen standen ihr in den Augen. Als ob ein tiefer Schmerz sich verrätherisch in ihr Herz geschlichen hätte, durchzuckte es sie, als Pessele von ihrem Ephraim redete, und mit vieler Mühe nur fand sie die Thürklinke, um ohne jede Gegenbemerkung die Thür zuzuwerfen. Madame Pessele schlich sich nachdenklich in ihre Küche. Sie zitterte zwar noch an Leib und Leben, wie sie sich abgeärgert, aber nachdenklich schob sie das verschobene Sammetband, das die „Unterhaube" rundherum umschlang, und jetzt mit Theil an dem Kampfe genommen zu haben schien, zurecht und lispelte vor sich hin, gleichsam mit sich selbst im Zanke.

Merkwürdig, der so heiße Kampf ward, als er die Individualitäten Ephraim's und Goldes berührte, auf einmal, wie von unsichtbaren Mächten zum Stillstand gebracht. Perl weinte in ihrer Küche. Sie schien sich

heftige Vorwürfe zu machen, schlug sich, wie selbststrafend auf den Mund, als wollte sie sagen: „Perl, Du bist wieder einmal nicht klug gewesen, Dein Maul wird Dich noch einmal in die Erd' hinunterbringen."

Wiederum aber fand sie in ihrem Gewissen einen guten Anwalt und halblaut, die Blicke zur Thüre gewandt, sagte sie vor sich hin: „Warum ist sie auch so eine Krakehlerin, und ruht nicht eher, bis Sie Ihre ganze Galle ausgespritzt hat."

Perl war in der ganzen Judenstadt als eine gute Seele gekannt. Nahm man sich aber heraus, auf ihre Madame Esther oder deren Kinder, Golde und Micherl, etwas zu sagen, oder auf dieselben zu sticheln, nun dann zeigte sie die Macht ihres ganzen Mundwerks.

Perl hat im Hause Marcuse schöne Tage gesehen und von noch schöneren erzählen gehört. Köchin Perl ist nicht seit gestern oder vorgestern bei den Marcuse's. In diesem Hause sind die Köchinnen Perl traditionell und erblich. So ließe sich eine ganze Generation von Perlen bei den Marcuse's herzählen. Sie alle hatten nacheinander das Nudelbrett und den Küchenlöffel inne, Mutter, Töchter und Schwestern nahmen nacheinander den Herrschersitz am Küchenherde ein und der rußige Zepter wanderte von Geschlecht zu Geschlecht. Köchin und Hausfrau haben in diesem Hause von jeher fest und unzertrennlich zu einander gehalten.

Auch unsere Perl — Perl „die Achtundfünfzigste", wie man sie im Doctorshofe genannt, — ist von Kindesbeinen bei den Marcuse's gewesen. Noch der Vater des seligen Reb Beer hatte aus ihrer Hand die „Man-

del- und Zuckerbarches" gegessen, und fünfunddreißig Jahre dirigirt sie die Flammen, die gegen den Schornstein steigen. Und noch heute, wenn Perl an die selige Großmutter Treindel denkt, muß sie sich der Thränen viele trocknen.

So lange noch die lebte, war der Vermögensstand der Marcuse's im Flor, dann aber brachte jener unselige Proceß, dessen wir oben gedachten, Armuth und Sorge herein. Seit dieser Zeit ist vieles Anders geworden, und so mancher Sparthaler wanderte aus Perl's Beutel still und unbemerkt in den Marcuse'schen Familienhaushalt. Ja, noch mehr, Perl hatte vor Jahren auf das schönste Glück eines Weibes, das Glück des eigenen Herdes, Verzicht gethan. Damals wollte sie „mit Gewalt" der Vetter Koppel zum Weibe haben, aber Perl hatte bereits — es war schon die böse, harte Zeit der unseligen Proceßführung — ihren ganzen „Nedan" *) eingezehrt, und für wen anders, als für Esther Marcuse?

Seitdem hat sich kein Freier mehr um Perl „die achtundfünfzigste" die Füße abgelaufen. Daraus machte sich Perl sehr wenig und gern verzichtete sie auf das schönste Leben. „Und der Tod muß mich umsonst nehmen, wenn's Zeit ist, und braucht kein Nedan," sagte sie, wenn man sie aufzog. Und noch heute lichtet sie ihr Beutelchen, und so manches Klein- und Großgeld wandert verstohlen in Madame Esther's Hausbedarf. Bei alledem trägt sie Esther und ihre Kinder wie auf

*) Mitgift.

Händen; nie kommt ein Wort des Vorwurfes über ihre Lippen, auch nicht da, wo sie Manches, was Esther thut, nicht gutheißen mag.

Esther's Kinder, Golde, die stille schöne Blume des Doctorhofes, und Micherl, der kleine Wildfang, sind unter ihren Händen aufgewachsen. Wenn sie beide ansieht, fühlt sie ein neues Leben in ihren Adern pulsiren. Hat sie recht lange auf Golde emporgeblickt, so stachelt sie sich zur größeren Thätigkeit an, denn bald dürfte die Zeit kommen, wo ein „Chossen"*) anklopft, und da dürfte Geld Noth thun. Freilich stand ein solcher schon vor der Thür — der Leser erräth ihn in der Person des Sohnes der Madame Pessel Töpperin Ephraim — der aber durfte noch nicht hinein, wenn er nicht von seiner Mutter Pessel bei den Ohren genommen sein wollte.

Da saß nun Perl bis in die Nacht hinein Federn schleißend oder Strümpfe strickend — ihre kleinen Gewerbe, die sie auf eigene Hand trieb — und da kamen dann immer neue Groschen und Zweigroschenstücke in Perl's Beutel. Auch Capricen hatte man genug bei Esther Marcuse zu verschlucken, aber was war das Alles gegen das Uebermaß von Freude, das Perl empfand, wenn sie ihre Golde und ihr Micherl herzte.

Wir müssen nun etwas lange von Perl's Charakter gesprochen haben, denn die gute Perl hat inzwischen Tische und Stühle blank gerieben und das sabbathliche Tischtuch aufgelegt. Auch Madame Esther und die schöne

---

*) Bräutigam.

Golde sind indeß nach Haus gekommen, und der kleine Wildfang Micherl springt soeben zur Thür herein, aus der Schule kommend. „Da bin ich wieder, Perlleben!“ sagte Madame Esther Marcuse beim Eintreten und warf dabei die blaue Mantille mit den grünen Fransen nachlässig auf die Bettdecke.

Perl war entweder noch in Gedanken mit sich beschäftigt oder unwillig überhaupt, — kurz, sie antwortete nicht.

„Wieder was über die Leber gekrochen?“ fragte Esther weiter, und sah Perl lächelnd an.

Perl schwieg wieder, diesmal mit Willen. Dafür aber sah sie in das Handkörbchen, welches 'Golde trug und, es leer findend, seufzte sie.

„Fisch' sind heute zu theuer,“ begann Madame Esther. „Was soll man thun? Werden wir ohne Fisch zu Bett gehen. Dem Schabbes Ehre anthun, ist schon gut, wenn es billig zu machen ist und wenn man —“

Da brach Esther ab und wies auf ihre Taschen hin.

Perl verstand, es war ja nicht das erste Mal, daß Esther ohne Geld heimkehrte.

Die schöne Golde war indeß hinaus an die Thürklappe geschlichen und sah in den Hof, kehrte aber immer wie getäuscht mit trauriger Miene zurück und schloß sie endlich. Micherl aber schrieb an einer kleinen Thora aus Papier und hatte schon jetzt seine Gedanken auf die Bundeslade, die er später seiner Thora zu zimmern gedachte.

So waren also Esther und Perl wie allein in dem Zimmer.

„Schon wieder ein Auftritt gewesen mit Schwägerin Pessel,“ sagte Esther leise zu Perl, „ich les' Dir's aus dem Gesicht.“

Perl weinte, anstatt zu antworten.

Nach einer Viertelstunde strengster Stille zwischen Beiden sagte Perl mit halb thränenerstickter Stimme:

„Sie hat schon wieder unser Golde und ihren Ephraim im Maul gehabt.“

Esther verstummte und führte nach einigen Augenblicken die Schürze, die sie umgeworfen, um Kartoffel zu schälen, in's Auge. Perl's Zärtlichkeit hatte sie gerührt. Schon oft, wußte sie, waren die Zwei an einander gerathen, und doch hatte sie nie Perl weinen gesehen, vielmehr hörte sie Perl sich immer rühmen, wie sie es ihrer bösen Partnerin „gegeben“.

Esther konnte sich nun denken, wie Schwägerin Pessel von Golde und ihrem eigenen Sohne geredet haben mochte. Es that ihr sichtbar weh, daß dieser Punkt im Zanke zwischen Pessele und Perl habe berührt werden müssen, und mit thränenerstickter Stimme sagte sie:

„Mußt aber Perlleben nicht immer das letzte Wort haben wollen, laß ihr's auch einmal.“

„Solche Reden, wie sie führt, kann ich nicht geduldig anhören,“ erwiderte Perl, und trocknete ihre Thränen.

„Du wirst ihr aber auch nichts geschenkt haben,“ sagte Esther begütigend.

„Wenn sie wie immer nur geschimpft hätt', hätt's

nichts zu sagen. Heute aber hat sie unsere Goldeleben auch mit hineingemischt, und das kränkt mich, weil —“

Und sich umblickend und Golde sehend, unterbrach sie ihre Rede. Esther verstand nur zu gut. Perl hat ihr den wunden Fleck gezeigt, den sie zwar öfters selbst im Gedanken gesehen, der ihr aber nie so wund dünkte, als gerade heute. Minutenlang kämpfte sie mit einem inneren Unmuth. Sie wollte beschwichtigen, und traf für sich selbst nicht das rechte Wort, das den augenblicklichen Schmerz hätte mildern können. Endlich sagte sie:

„Was thust Du damit? Was bestimmt ist, kommt doch, und wenn dreißigtausend solcher Pesseles sich dagegenstemmen.“

„Das ist leicht gesagt,“ meinte Perl darauf, und die etwas lauter werdende Sprache ihres Unmuthes machte den kleinen Micherl aufmerksam.

„Mutter, weinst, warum?“ fragte der kleine Wildfang.

„Narrele, was fällt Dir ein,“ sagte Madame Esther, „es ist mir nur Etwas in's Auge gerathen,“ und dabei rieb sie ihr Auge mit der Hand und sagte, um abzulenken, da auch Golde indeß aufmerksam geworden: „Morgen, Micherl, haben wir eine große Gans, freu' Dich, und — nasch nichts!“

Micherl schien sich aber nicht sehr zu freuen. Vielmehr verwundert schüttelte er das wirre blonde Lockenköpfchen und rief: „Du hast doch unten zu Madame Matel Bendiner gesagt, wir haben morgen Rosinen-Tort'?“

„Narrele, Gans oder Torte, ist das nicht dasselbe?“ antwortete kurz Madame Esther und brach die difficile Mittagsmahlfrage ab, Perl mit den Augen winkend.

Micherl machte ein höchst ungläubiges Gesicht und fing an, sich seine eigenen Gedanken über die Aehnlichkeit zwischen Torte und Gans zu ordnen.

Golde aber sah indeß wiederholt durch die Thürklappe hinaus, um sie zum wiederholtenmal fruchtlos wieder zuzumachen.

Zweites Capitel.

Die Mannöver der Gräfin Dalles.

Auf das schroffe Verhältniß der beiden Schwägerinnen haben wir genügende Reflexe geworfen. Machen wir uns nun mit dem Charakter Esther's etwas näher bekannt.

Im Wohlstand und Reichthum erzogen, hatte Esther aus diesen Verhältnissen zu viel Erinnerungen in die neuen ihres Ehestandes herübergebracht, als daß sie, wenn auch nur äußerlich, mit jenen hätte brechen können. Ihr Vater, Reb Jackel Zadiks, war „Parnuß“*) in der Gemeinde; stolz, rechthaberisch, empfindlich, wollte er, daß Alles zu ihm emporsehe. Sprach er mit ärme-

*) Vorsteher.

ren Gemeindegliedern, so wog er jedes Wort mit der Goldwage; keines mehr und keines weniger. Ihm sollte man, überall wo er ging, Sammet unterbreiten. Daß dieser unbändige Stolz auf die Erziehung seiner Tochter von gewichtigem Einfluß sein mußte, versteht sich von selbst. Schon im Kindesalter hatte Esther eine gewisse Vornehmheit im Umgang mit anderen Kindern hervorgekehrt; gern sah sie sich überall obenan, zuerst bemerkt, gewürdigt, bedient. Was bei dem liebenswürdigen Kinde einen gewissen Reiz hatte, nahm sich später, bei dem vorschreitenden Alter der Jungfrau, minder vortheilhaft aus. Besonders war es eine übermäßige Pracht und Prunksucht, die sich bei jeder Gelegenheit an dem Mädchen, das sich obendrein beliebt und hübsch wußte, kundgab. Nicht Eitelkeit aber war es, welche Esther überall zur Schau trug: ein angeborener, stolzer Herrscherſinn, der durch allerlei dienstfertige Leute in der Nachbarschaft, die mit sklavischer Feilheit um jeden Blick eines Reichgebornen buhlten, genährt ward, steckte bei ihr immer weiter und weiter seine Fühlhörner aus und rumorte ihr in allen Angelegenheiten des Herzens und Verstandes.

In ihrem achtzehnten Jahre wurde Esther an Beer Marcuse verheiratet. Marcuse war reich, von ausgezeichneter Familie und ein bildschöner Junge, also eine „gute Partie“. Zufällig trafen Esther und ihr Reb Beer auch in ihren seelischen Intentionen überein; keines von ihnen hatte Etwas, was dem Andern grundsätzlich extrem gewesen wäre. Gewiß ein Glück für eine

nach dem Geldwerthe von Dritten zusammengestoppelte Ehe.

So wurde die Ehe eine vollendet harmonische und nie gab es Anlaß zu Zerwürfnissen. War auch materieller Wohlstand nicht gerade das einzige bindende Element der Harmonie, so war es doch das Beträchtlichere. Wo die Sorge, die tägliche Plage in die Organisation eines häuslichen Lebens nicht eingreift, da können sich auch minder gleichartig geschaffene Wesen wie es Esther und Beer Marcuse gewesen, harmonisch in ihren Bestrebungen und Ansichten bewegen. Wo beides ungehindert seine Wünsche befriedigen kann, wird kaum Eines dem Andern in irgend einem dieser Wünsche im Wege stehen. So hatte man in der Gemeinde nicht so unrecht, wenn man dieser Lebensansicht folgende Spruchformel lieh: „Wo Er und Sie Geld hat, gibt es die beste Ehe.“

Ganz aus diesem, bei jüdischen Ehen zumeist nur zu wahren Gesichtspunkt ist Esther's Ehe denn doch nicht zu betrachten. Ein großer Theil des ehelichen Zusammenstimmens kam auf Rechnung der gegenseitigen Liebe und Achtung. Das beweist der Umstand, daß sie zu Zeiten, wo ihnen der unselige Proceß mit der Schwägerin Pessel mehr Entbehrungen auflegte, zu einander nicht minder friedlich und innig gestanden, als früher. Esther hatte genug Gewalt über sich, um keine jener Mächte aufkommen zu lassen, die, sobald sie einmal Platz gewinnen, den Frieden des Hauses benagen und vernichten. Ihre Liebe zu Beer ging soweit, daß sie seiner Proceßführung nicht Einhalt that, obwohl sie

sich immer im Stillen gestehen mußte, daß das Resultat nur ein trauriges für ihre Familie sein könne. So kam es auch. Beer Marcuse hatte sich an den Kosten dieses Processes aufgerieben; nicht nur der Verlust des eigenen Vermögens, das er an den Proceß setzte, sondern das drückende Bewußtsein, den Ruin seines Hauses selbst herbeigeführt zu haben durch Haß und unversöhnlichen Geist, brach ihm das Herz.

Esther hatte sich bald in das traurige Schicksal ergeben. Sie haderte nicht über das hereingebrochene Ungemach und aß die altbackenen Semmeln im Hause oft mit demselben Vergnügen als früher „Barches“*). Die Arbeit lag ihr von jeher nicht ferne. Von jenem Reichthum, der auf Faulbetten herumlungert und der Anstrengung spottet, wußte sie auch in den glänzendsten Tagen ihres Ehestandes nie Etwas. Und so griff sie, um das Heil ihrer Kinder, welches das Schicksal jetzt allein in ihre Hände gelegt, zu fördern, rüstig in das Reich der Arbeit ein, um den Ihrigen, die sie so heiß liebte, mit der Kraft der eigenen Hand, ein Glück zu erobern, welches das ihnen abhanden gekommene so viel als möglich wieder ersetzen sollte.

Madame Esther wurde — „Kundschaftgeherin“.

Eine Kundschaftgeherin ist eine jener wandernden Kaufmannsbuden, die Alles, was ihr wollt, Battist und Callico, Porzellan und Litzen, Pelzschuhe und Leinen wie aus dem Aermel schüttelt und wie deren unsere Judenstadt ein schönes Häuflein besitzt.

---

*) Weißbrod — für den Sabbath.

So eine Kundschaftgeherin macht Euch, wenn Ihr sie anders Etwas „lösen“ lassen wollt, aus der dumpfigsten Bude ein feenhaftes Monte-Christo-Schloß, und das in wenigen Tagen. Sie hat Alles, was ihr begehrt, schafft Euch Himmel und Erde mit einem Athem, wacht über Eure Fußsohlen durch Pantoffeln, wie über Euer Seelenheil durch Gebetbücher, und über das Alles mit gleicher Strenge. Denkt Euch, Madame Esther Marcuse kommt früh am Morgen — denn, wie Ihr schon wißt, steht Esther zeitig auf, sie sagt: Eine Kundschaftgeherin muß sein wie ein Arzt, mit einem Fuß im Bett, mit dem andern auf der Straße — sagen wir zu Reb Itzig Drahtzieher, einem ihrer ersten, ältesten und honnetesten Kunden. Kaum hat man mit einander „gut Morgen“ und „gut Jahr“ gewechselt, sieht schon Madame Esther an Herrn Itzig Drahtziehers Morgentoilette ein Hemdknöpfchen weniger. Was weiter?

„Schöne Hemdknöpfchen hab' ich, Herr Itzig Drahtzieher,“ heißt es dann gleich. Manchmal heißt es auch „Reb Itzig Drahtzieherleben“, und schon liegen ein Dutzend ausgekramt auf dem Tische. Dann geht's zur Frau, zu Madame Selde Drahtzieherin. „Goldige Madame Seldeleben, wenn ich so viel Tausend hätte, was Ihre Pantoffeln schon für Löcher haben! Das geht ja nicht, das wär' eine Schande für Esther Marcuse, die hier in's Haus kommt. Heißt eine Idee! zerrissene Pantoffeln tragen, wenn man kann haben solche schöne, zuckrige, wie die da sind!“ — Und dabei hat sie schon ein Paar aus ihrem Tragkasten herauspracticirt. Nun, die goldige Madame Selde Drahtzieherin

ist auch nicht von Stein und folgt der Eingebung unserer Esther. Esther entfernt sich endlich, im Vollgefühle ihrer alles bewältigenden Liebenswürdigkeit, und nimmt noch gewiß einige Aufträge auf allerhand Sachen für die kleinen Drahtzieher und Drahtzieherinnen mit sich. So geht es von Haus zu Haus. So wie sie Herrn Drahtzieher beknöpfelt und die Frau Drahtzieherin neu bepantoffellt hat, so weiß sie bei jeder Kundschaft im Nu das Fehlende und Mangelhafte mit ihrem feinen Blicke heraus zu finden. So war sie der unentbehrlichste Leitartikel vieler Häuser. Ich sage „war“. Das hat sich einige Jahre nach Reb Beer's Tode aber auch geändert.

Innerlich, habe ich erzählt, hat sich Esther nach dem Tode ihres Reb Beer in ihr hartes Loos ergeben. Aeußerlich aber wollte sie oder vielmehr konnte sie nicht den Nimbus fallen lassen, mit dem sie ihr einstiger Wohlstand umgeben. Sie selbst konnte es tragen, in Schweiß und Kümmerniß das herbeischaffen zu helfen, was früher in tausendfältiger Vergrößerung bei Ihr aufgespeichert lag, konnte es tragen, daß die Dürftigkeit in denselben Gemächern herrsche, wo früher die Sonne des Reichthums weithin lachte. Sie selbst konnte zu Hause mit der härtesten Entbehrung kämpfen, alle früher gewohnten Genüsse in sich tödten und das alles innerlich mit Gleichmuth und Ergebung, mit Seelenstärke und Zufriedenheit hinnehmen, aber Eines wollte sie nicht — daß auch die Welt von diesen Kämpfen und Entbehrungen wisse. Nicht mehr sein können, was sie gewesen, das ertrug sie willig,

ohne Murren; aber sie wollte wenigstens noch der Welt gegenüber scheinen, was Sie gewesen — und — das war ihre Leidenschaft, ja, ohne diesen Schein hätte sie nicht leben können.

Ehrgeiz und Stolz hatten schon frühzeitig in diesem Frauenherzen Platz ergriffen. Der Abglanz des Reichthums, die Fülle von errungenen und aufgedrungenen Ehrenbezeigungen hatten es von frühester Jugend auf so ausgefüllt, daß es mit unheimlichem Grauen vor dem Augenblicke zurückschauderte, wo es öffentlich aus der Höhe des Angebeteten in den Kreis der niederen Anbeter herabsinken sollte.

Sie wußte und erlebte es oft, wie gern man in der Welt, und besonders in der engen einer jüdischen Gemeinde, Reiche und Begüterte mit einem Mal vom bösen Geschicke in die Nacht der Armuth hinausgestoßen sieht. Mangel an Ueberfluß, jeglichen Abgang des Wohllebens, alles dies zu verschmerzen, hatte Esther nicht die mindeste Anstrengung gekostet, weil sie das Hiobsche: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen," sich tagtäglich im Kreislauf der Welt bestätigen sah; aber von den Mitmenschen auch sich unter die Menge der vom Schicksal Hintenangesetzten und Verstoßenen gezählt zu wissen — dies schien ihr ein unermeßliches, unerträgliches Schicksal, im Hinblick darauf hätte sie des Todes werden können.

Esther Marcuse unter den vertriebenen Glückskindern, deren eines sie in der That war, zu sehen, sollte keiner erleben — so stand es fest in ihrem In-

nern, von dem Augenblicke an, da sie wirklich schon zu jenen gehörte.

Esther war nie hochmüthig; ihr Stolz verließ nie die Grenzen des Menschenadels und ihr materieller Fall war ein von ihrer Seite ganz unverdienter. Mit dem Nimbus, den ihr Haus einst umgeben, und den der Proceß mit Schwägerin Pessel vernichtete, zu brechen, fiel ihr zu schwer; sie wollte den Schein, dieses Trugbild der Wirklichkeit, vor der Außenwelt nicht vernichtet sehen und ihn mit allem Aufgebot möglicher Mittel, erhalten. So gerieth sie mit ihrem Stolz in das Reich der Lüge, obwohl innerlich die edelste und reinste Frauenseele.

Hatte man Esther in ihrer Jugend zuweilen eine „Flausenmacherin“ genannt, ohne daß sie es gewesen, so wollte sie es jetzt sein, um ihre wahre Lage zu verbergen. Der Welt gegenüber keine Ansprüche aufgeben, für reich gelten wollte sie, während in Wirklichkeit ihre Anforderungen an's Leben manchen Tag über das trockene Brod nicht hinausgehen durften.

So kam es, daß man im Ghetto über den Vermögensstand des Marcuse'schen Hauses nicht in's Klare kommen konnte, den Kopf schüttelte und große Augen machte. Zwar wußte man, daß mit dem Processe ein großer Theil der Habe in die Brüche gegangen — und Madame Pessele Töpperin hatte zur Verbreitung dieser Nachricht das Ihrige gethan, — aber was nützte das Alles? Esther's Betragen ließ starken Zweifel an dem Glauben an die Verkommenheit ihrer häuslichen Verhältnisse aufkommen. Es gab einen ewigen Zwiespalt

zwischen dem, was man sah und dem, was man hörte. Esther's wahre Wirthschaftsverhältnisse, ihre financielle Lage blieben ein tiefes Mysterium. Stolz war sie mehr als je, und groß zu thun wußte sie nie genug, weil sie so durch ein Uebermaß äußerlicher Lüge die Leute desto mehr an der Wahrheit ihrer Lage irre machen wollte.

Wenn Esther Marcuse ausging, war jede Gasse zu klein. Lag schon in ihrer ganzen Figur ein gewisser Hoheitssinn, zeichnete sich in ihrer ganzen Haltung schon ein sich über die Menge hinwegsetzendes Ueberlegenheitsgefühl, so wußte sie auch noch durch eigene Zuthat eine gewisse Ehrfurcht um sich zu verbreiten und die Leute erst recht stutzig zu machen. Hinter ihrem Rücken schnellten die Läster- und Klatschzungen, richtete sich der Spott auf; ihr gegenüber verstummte auch die böseste Zunge, wie Schwägerin Pessele sie hatte. Madame Pessel drehte sich das Herz im Leibe um, wenn sie die, welche sie gedemüthigt glaubte, den Kopf so stolz im Nacken tragend einhergehen sah, und sich eingestehen mußte, daß alle Blicke in der Judenstadt auf Esther gerichtet waren.

Der Affect, der bei diesem Gebaren Esther's im Spiele war, war nicht angelernt; er kam aus der Tiefe einer stolzen Seele, war der Ausfluß einer unbändigen Leidenschaft. Oft machte sie sich im Stillen Vorwürfe über die große Lüge, in der sie die Gemeinde immer zu erhalten und zu bestärken wußte, aber nie brachte sie es über sich, mit ihr zu brechen. Aus solchen Stimmungen hob sie zum reinen Lichte der Seelenruhe jedes-

mal ihr eigenthümlicher Lebenshumor empor, mit dessen Hilfe sie das neugierige Drängen der Menge, die sich gerne über ihre wahren Zustände Aufschluß geholt hätte, belächelte. Es machte ihr Freude, abgesehen davon, daß es ihren Stolz befriedigte, wenn sie die gesammte Gemeinde uneinig über den Punkt sah, ob Esther Marcuse noch wirklich die vielen harten, alten Speciesthaler besitze oder nicht, ob sie noch die alte Esther Marcuse sei, oder es zu sein längst aufgehört. Und die sich immer kreuzenden Meinungen über sie unterhielten Esther erst recht. Der Humor allein, mit dem sie nach eigenem Belieben die Menge um die Irrlichter ihres Lebens tanzen ließ, und der, wie wir erzählen werden, oft die keckſten Sprünge machte, rettete sie vor den nagenden Vorwürfen, die in einsamen Stunden sich in einem Winkel der Brust über ihre Leidenschaft zu Gerichte setzten.

Die alte Perl schüttelte nicht wenig den Kopf, als sie nach Reb Beer's Tode das Betragen ihrer Madame beobachtete, und es kam ihr wunderlich genug vor, wenn sie den Nimbus, den Esther der Außenwelt gegenüber ihrem Hause zu geben bemüht war, mit den eigentlichen Verhältnissen, in denen das Leben im Hause Esther Marcuse sich bewegte, in Vergleich setzte. Bald aber griff auch sie zum Flunkern, wenn auch nur aus Liebe zu ihrer Madame. Ohnehin konnte sie es lange schon nicht mit ansehen, wie man auf das Haus, über das sie so lange all' die guten Geister der Kochkunst herunterbeschworen, so mir nichts, dir nichts, mit zweifelhaftem Respect herabzusehen beliebte. Das „Aufschneiden"

war sie ja als kochender, bratender und tranchirender Geist ohnehin gewohnt und verstand es so vortrefflich, warum sollte sie nicht jetzt davon Anwendung machen? So kam es, daß sie ihre Madame mit Wort und That unterstützte, wenn ihr auch der waltende Contrast zwischen Schein und Wirklichkeit oft genug geheime Thränen kostete. Nun, wenn die alte Perl zu flunkern anfing, ging es erst recht an; da hätte man zehn Köpfe haben müssen, und nicht bloß einen, um alles fassen zu können, was Perl über den reichen Hausstand mit der genauesten Detailmalerei und der ernstesten Miene zu schildern verstand.

Der Spott derjenigen Ghettobewohner, die zur Partei und Fahne der Madame Pessele schwuren und schon aus Bosheit und Neid und nicht aus tieferer Einsicht Madame Esther Marcuse für verarmt hielten, machte sich in dem Spitznamen: „Gräfin Dalles", den sie Esther beilegten, Luft. Freilich fand dieser Spottname nach und nach weitere Verbreitung und wurde bald mit allgemeiner Stimmeneinheit angenommen; aber auch darüber setzte sich Esther hinaus und, wenn Perl hie und da dieses Thema zu berühren wagte, antwortete sie ihr lächelnd: „Was mach ich mir daraus? Sind wir doch geadelt noch obendrein!" Auch Kunden hatte dies Betragen Esther's schon einige gekostet. So hat sich auch mit der Zeit Herr Itzig Drahtzieher von seiner früheren Hausmacht, die stets den Ersatz aller fehlenden Hemdknöpfe und löcherigen Pantoffeln besorgt, abgewandt. „Wart' eine Dame mit blauer, seidener Mantille, eine Dame, die lauter Naschereien

thut essen, auf meine paar Groschen?" sagte er eines Tages zu sich und seinem Gewissen, das er in Silberprägung im ledernen Beutel mit sich herum trug. Der Calcul war nicht so übel und wurde auch von andern Gliedern der großen Drahtzieher-Familie, mit der Esther bisher gesellschaftlich und geschäftlich enge zusammenhing, nachahmungswerth befunden.

In Esther's Hause hatte man indeß schmale Bissen. Das Nothdürftigste war durch Esther's Erwerb und Perl's geheimes Wohlthun immer vorhanden; von Ueberfluß und Prunk erzählte man aber der Welt.

Allmonatlich ging Esther Marcuse zum Specereikaufmann Mendel Pfeffermann, um Einkäufe für den Hausstand zu machen. Wenn sie in den Laden trat, rauschte und knisterte von allen Seiten die lange seidene Mantille, so daß die Lehrlinge gleich wußten, die „Gräfin Dalles" sei da, und der gestrenge Herr Principal in höchst eigener Person erschien, sich tief verbeugte, einen Stuhl aus dem Comptoir herbeiholte und um die „Gnädige" herumtänzelte, wie wenn der Südwestwind im obersten Zipfel eines leeren Zuckerhutes tanzt, während Madame Esther allen Complimenten und Aufmerksamkeiten eine kalte Vornehmheit entgegensetzt.

Indessen müssen alle übrigen Käufer und Käuferinnen warten, bis sich die allgemeine Gunst des Krämers und seiner Lehrlinge wieder von der „Gräfin Dalles" abgewendet.

Zwei Stunden später — so lange braucht Esther zum Einkauf — sieht man Esther durch die Straßen

wandern, hinter ihr läuft ein Hausknecht, der zehn Hüte superfeinen Zuckers, eingekleidet in den üblichen blauen Papierhüten, nachträgt. Zwei Stunden später erst? Nun, Reb Mendel Pfeffermann hat von Esther sich erzählen lassen müssen Alles, von klein bis groß, was in Madame Esther Marcuse's Hause vorgeht, was sie heute gegessen, und wie sie nicht mehr weiß, was sie kochen soll, wie ihren Kindern das Feinste nicht mehr fein genug sei, was für ein Stück Geld ihr wöchentlich „weggeht", was für ein schönes, neues Atlaskleid sie sich gemacht u. dgl. m. Unwahres, Erfundenes, „was nicht gehogen und nicht gestogen", wie der jüdische Volksmund zu sagen pflegt.

Mehr aber als diese Unterhaltung während voller zwei Stunden hat Herr Mendel Pfeffermann von dem Zuckergeschäft, das er mit Mad. Esther abgeschlossen, nicht profitirt. Denn Nachts um die zehnte Stunde, also zwei Stunden früher, als nach Zedlitz „der Tambour sein Grab verläßt," hart vor Thorsperre, wenn in den Ghettogassen sich keine Katz und keine Maus rührt, schickt Esther regelmäßig die zehn Hüte Zucker wieder zurück. Entweder ist der Zucker ihr zu hart, oder zu wenig weiß, oder zu ordinär, oder sonst was, was „nit gestogen und nit gehogen" ist. Was der gute Herr Mendel Pfeffermann aber nicht weiß, ist, daß Esther nur hat haben wollen, die ganze Judenstadt möge sehen, wie viel Zucker bei ihr „aufgeht". Ihr Zweck ist erreicht. In den nächsten Monaten kommt die Reihe an einen anderen Krämer, dem es nicht besser ergeht, und wenn Esther den Cyclus der

Specereihändler der Goldenen-, Rabbiner- und Geistgasse beendet und alle in dieser Weise mit ihren „Flausen" heimgesucht hat, fängt sie die alte Runde bei dem guten Herrn Mendel Pfeffermann wieder an.

Morgens, wenn die schöne Golde zum Bäcker geht, stellt sich Mad. Esther an den Eingang des Doctorhofs und ruft ihr so laut, daß es die ganze Gasse hören kann, zu:

„Goldeleben, vergiß nicht, zehn feine Barches und für acht Groschen Quarkbuchteln, hörst du?"

Natürlich ist das nur für die Ohren Mad. Pesseles und der anderen Nachbaren gesagt, die es auch in der That mit großem Aerger anhören und mit Mühe zu verschlucken suchen.

Golde aber kommt nach Verlauf einer Viertelstunde und bringt anstatt der feinen für die Welt hinausgeschrienen Sachen, im Korbe versteckt, vier alte schwarze Brodlaibe und einige dittofarbige „Schlossersemmeln". Das kleine Micherl frägt dann freilich naseweis: „Wo sind die Quarkflädeln geblieben?" — „Beim Bäcker!" sagt darauf kurzweg und entschieden Esther. Das kleine Micherl aber sagt dann mit schelmischem Lächeln: „mir scheint Mutter, Du hast doch den Dalles!" und kaut seine schwarzen Brodstücke ohne allen weiteren Kummer.

Geht einmal zu Mad. Rifke Elkeles, nebenan dem Marcuseschen Hause, und fragt sie, was man heute bei der „Gräfin Dalles" zu Mittag kocht, so wird sie Euch sagen:

„Die Leute müssen essen, bis einem andern,

meinen Feinden gesagt, der Bauch platzt. Sie werden noch einmal Alle zerspringen. Ihr werdet's sehen, Rifke Elkeles hat's Euch gesagt. Gestern früh, war ich dabei, wie Esther zwei gestopfte Gänse bei Fradel Gänslerin bestellt hat, jede hat nicht weniger als eilf Pfund Schmalz!" — — — Und Mad. Elkeles sagt dieses mit einer Prägnanz der Ueberzeugung und in einem akademisch sicheren Vortrage, daß Einem jedes Wort Jahre lang im Ohre liegen bleibt.

Freilich hat die „Gräfin Dalles" zwei gestopfte Gänse gestern Früh bei Fradel Gänslerin bestellt, aber sie hat ihr sie gestern Abends noch eben so freilich wieder zurückgeschickt. Wahrscheinlich sind Sie ihr noch zu wenig fett gewesen oder sonst was. Was Esther Marcuse thut, ist wohlgethan. Rifke Elkeles hat's gesehen und wird's der Welt erzählen — sonst hatten die zwei Gänse keinen Zweck.

Von Seiten ihrer Kinder stieß Esther Marcuse in allen diesen Kundgebungen ihrer systematischen Eitelkeit auf keine sonderlichen Schwierigkeiten. Die schöne Golde hatte zwar so manchen Blick in das sonderbare Treiben ihrer Mutter gethan, aber Pietät und kindliche Liebe raubten ihr den Muth zur Lösung von so Vielem, was ihr ein Räthsel schien. Der Wildfang Micherl aber ließ sich Nichts von Esther aufbinden und blieb seine Bemerkungen nur sehr selten schuldig. Immer aber brachte ihn die beredte Sophistik Esthers zum Schweigen.

Es war ihm z. B. zum heutigen Mittagmahl von Mutter Esther süßer Reis, seine Leibspeise, ver-

sprochen worden und es kam dafür doch nur nichts als grobe dünne Grütze auf den Tisch.

„Schöner süßer Reis das, Mutter!“ ruft Micherl ironisch und einigermaßen unwillig, sich in dem, was Esther versprochen, getäuscht zu sehen.

„Was ist es denn, Narrele, als süßer Reis?“ erwidert Esther, die sich nicht einschüchtern läßt.

„Ich spür' keinen Reis und keinen Zucker!“ wendete die junge Spürnase darauf ein.

„Mein Chawer! Er muß Alles spüren! Guck mal meinen Chawer an!“

Dabei schüttelte sie so bedeutsam den Kopf, als ob so etwas noch nie dagewesen wäre, und brach ab.

Einmal — es war an einem Sabbath — war Micherl doch nicht so leicht zu beschwichtigen. Ein „Bocher“ (Talmudstudent) war bei Tisch, der eine Plett (Plett oder Polette, auf deren Vorzeigung Arme in einer bestimmten Familie an Festtagen gespeist werden) „aß“. Um ihre Hausfrauenehre ganz zu wahren, legte man dem Bocher zu Ende der Mahlzeit auch ein Stück Lokſch (eine im Ghetto beliebte Mehlspeise) vor, welches aus der Garküche Mosche Bloch's hervorgegangen war. Der Schicklichkeit halber fragt der Bocher, als er sieht, daß er nur allein „Lokſch“ vorgesetzt bekommt, warum seinethalb „Balboste“ (Hausfrau) sich so viel Unkosten gemacht.

„Meinen Kindern ist das nichts Neues, sie haben fast alle Tage „Lokſch“ — meinte Esther darauf.

Das braucht das kleine Micherl nur zu hören, und gleich hat die Wahrheit einen heißen Advocaten

an ihm. Ohnedies hat er die schärfsten neidischesten Blicke abwechselnd auf das Stück „Lokſch“ und auf dessen Besitzer geworfen.

„Laß dir nichts einreden, Bocher. Wir haben alle Tag' „Lokſch," wie die Lamp' da oben alle Tage „Lockſch“ hat," — sagt Micherl unwillig und sieht halb vorwurfsvoll, halb neckisch nach seiner Mutter.

„Narrele, Du weist ja gar nicht, was Du redest. Hast nicht gestern erst „Lockschen“ in der Supp' gehabt?" erwiderte Esther begütigend.

Aber das Narreleben meint doch:

„Lockschen ist nicht Lockſch und Lockſch ist nicht Lockschen."

Esther aber erstickt darauf mit Küssen all' seine ferneren Bedenken.

So geschah es schon oft, daß der Knabe aus Instinct für die Wahrheit in die Schranken trat, ohne zu wissen, wie weh' er dabei seiner Mutter that, die eine geheime Stimme ihres Gewissens aus Micherl herausredend fand. Und immer fühlte Esther ihr ganzes Treiben gerichtet, wenn der kleine Wildfang lächelnd sagte:

„Mir scheint, Mutter, die Muhm Pessel hat recht, Du hast doch den Dalles!"

Das war aber auch aller Widerstand, auf den Esther Marcuse in ihrem eigenen Hause bei ihrem sonderbaren Gebahren stieß. Sonst ließ man sie ruhig gewähren, Perl's Treue, der schönen Golde Liebe und Pietät, Micherls leicht zu stillender Oppositionsgeist

waren für Esthers Leidenschaft und deren Entwicklung eher Bundesgenossen als Feinde.

Drittes Capitel.

Montechi und Capuletti.

Inmitten des häuslichen Zwistes zwischen den beiden Schwägerinnen wuchsen die schöne Golde Marcuse und Ephraim Mad. Pessele's in immer stärkerer Liebe zu einander auf, wie zwei Blumen, die in ihrer Unschuld vom Gifte des Zankes und Hasses unberührt blieben. Es schien, als ob der Haß der Mütter, seine schnöde Unnatürlichkeit durch die zarteste gegenseitige Neigung der Kinder der beiden Schwägerinnen auf natürlichem Wege wieder ausgeglichen werden sollte. Von Kindheit an miteinander auferzogen, Gespielen im Doctorhof, Schul-Genossen, hatte sich die Zutraulichkeit beider bald auf den Höhepunkt des menschlichen Fühlens, so man gewöhnlich Liebe nennt, hinaufgeschwungen. Wenn die giftigen Pfeile Mad. Pesseles gegen Mad. Esther flogen und es darauf Flüche aus dem stellvertretenden Munde der alten Perl regnete, dann konnte man sicher die schöne Golde und Ephraim, jedes in dem Winkel seines Zimmers, weinend stehen sehen.

Der Streit der Alten zerfleischte das Herz der Jungen; doppelter Schmerz über Beleidiger und Beleidigte, die doch beide ihnen ans Herz gewachsen waren, bluteten in ihrem Innern. Und doch wußte weder

Ephraim noch Golde, welche von beiden Müttern im Rechte. Das kindliche Gemüth empörte sich in Beiden ob der rohen Zungenkämpfe, jedes fürchtete für das Nächste, und indem es auf seine eigene Seite das Recht hinwünschte, mußte es die Andern verdammen.

Die Neigung der jungen Leute war zur Zeit unserer Erzählung von den beiden Müttern längst bemerkt. Die schöne Golde und Ephraim wußten einander immer zu begegnen. Waren beide Mütter aus dem Hause, husch, war die Thürklappe an den beiden einander gegenüberliegenden Wohnungen geöffnet und schon einige Momente geheimen Beisammenseins zogen über alles zwischen den Müttern Vorgefallene den rosigen Schleier der Seligkeit verliebter Menschen.

Esther Marcuse hatte, nachdem sie die Liebe ihrer Golde zum Neffen Ephraim erkannt, dieselbe für eine Art Genugthuung der Natur ansehen gelernt. Sie sah in ihr, wenn auch noch in nebliger Ferne, den Keim der Versöhnung, und freute sich, daß so jede der feindlichen Parteien einen Antheil an dem Versöhnungsacte haben werde. Gerne ließ sie, ein Auge zudrückend, dem immer inniger werdenden Verhältnisse freien Lauf, und betrachtete im Stillen sein allmähliges Wachsthum. Ohnedies liebte Esther ihren Neffen wie ein eigenes Kind.

Ephraim war ein schlanker, schön gewachsener Jüngling. Sein dunkles Auge, die aufstrebende Stirn, die den ganzen Tag in Gedankenfalten lag, zeigte den denkenden Jünger der Gotteslehre, den eifrigen Talmudschüler.

Aber über seinen Talmud hatte Ephraim nicht das Herz und seine Ansprüche an das Leben vergessen, wie andere junge Leute seines Metiers. Er hatte nichts von jener verknöcherten Empfindungsweise, von jenen unausstehlichen, abgeschmackten Gewohnheiten des Umgangs so vieler Talmudjünger des Ghettos. Ueber seine Folianten hinaus gab es noch etwas Anderes, worin er lebte und schwelgte. Und das war seine Cousine, die schöne Golde. An ihrem Halse gab es für ihn noch andere Seligkeiten, als die, welche er empfand, wenn er einmal „Bes-Hillil" *) auf einem Bock, den er geschossen, ertappte.

Goldchen ihrerseits liebte das zartfühlende, aufgeweckte Wesen des Jünglings, der schon damals öffentlich in der Synagoge so manchen talmudistischen Kampf allein scharfsinnig, glänzend ausfocht.

Weit entfernt von jenem wohlwollenden Blicke, mit dem Esther Marcuse auf den in aller Stille sich organisirenden Bund der jungen Leute schaute, weil sie in ihm den keimenden Frieden des ganzen Hauses zu ersehen glaubte, war die Art und Weise, wie Ephraims Mutter, Mad. Pessel Töpperin, das Verhältniß aufnahm. Aus den letzten Worten, die sie zu Ende des von uns wiedergegebenen Zungenkampfes durch die Thürklappe gegen die alte Perl äußerte, sprach die von Esther Marcuse so abweichende Gesinnung Pesseles nur zu deutlich. Zwar liebte sie ihren Ephraim über Alles,

---

*) Einer der größten Talmudschriftsteller, das Haupt einer großen Talmudistenschule.

war stolz auf seinen „hellen“ Kopf, aber ihr Haß gegen Alles, was als Glied in die Kette der Bruderfamilie gehörte, war dennoch größer, als diese ihre Kindesliebe.

Ihre Rachsucht war mit der financiellen Demüthigung der Familie ihres Bruders nicht ganz gesättigt. Es war ihr nicht genug, daß sie sich keck gestehen konnte, den Ruin des Hauses Marcuse thatsächlich herbeigeführt zu haben, so viel auch Esthers Fictionen ihr und der Welt das Gegentheil versicherten. Daß Esther bei alledem den Kopf noch so hoch trug, daß sich ihr Stolz neue Flügel geschafft, und vorzüglich, daß Esther sie nie noch eines Sterbenswörtchens gewürdigt — das Alles kochte in ihr mächtig an dem unheimlichen Feuer ihres Hasses. Es konnte ihr das Herz sprengen, wenn sie sah, wie trefflich Esther einen großen Theil der Gemeinde zu dupiren verstand, und es noch Leute gab, die an den Wohlstand Esthers glaubten und sie für keine „Gräfin Dalles“ hielten. Hatte sie doch deutliche Beweise der Verkommenheit der Marcuse'schen Familie, und doch brachte sie nach und nach die öffentliche Meinung der Judenstadt um ihren eigenen Glauben. Mad. Pessel Töpperin war ein störrisches, hartgesottenes Wesen; in ihrer ganzen Frauennatur hatte die Galle die Oberhand, sie war eine geborene böse Sieben voll unbändiger Keifsucht. Zu alldem kam noch ein gewisser Grad von Ehrgeiz, ein Erbstück aller Marcuse'schen, der aber doch bei ihr von einem kleinlichen Kargheitssinn überflügelt wurde.

Wie oft hätte sie, wenn sie Esther gestopfte Gänse bestellen sah, gerne, schon aus Trotz auch ein Paar

bestellt, aber Geiz und Knauserei verstopften ihr den Mund, wenn sie so was aussprechen wollte.

Sah sie am Sabbath zu Esther Marcuse's Tisch eine „Plett" gehen, drehte sich ihr das Herz im Leibe um. „Könntest du nicht auch eine „Plette" von der Gemeinde übernehmen, wenns die Dallesnikin drüben thut?" sprach dann zu ihr die neckende Stimme der Eitelkeit. — „Freilich Pletten kosten Geld und deins ist nicht für Pletten geprägt worden," sagte eine eben so respectable Stimme der Madame Pessel Töpperin. An solchen Tagen lauerte sie unter ihrer Thüre dem „Plett Bacher" auf und fragte ihn, was er heute bei Esther Marcuse gegessen. Da mußte sie zum Aerger ihres Herzens von so manchem gewitzigten „Bocher", der die Knauserei Pessele's kannte — sie war längst stadtkundig — hören: „Fünferlei, Madamleben," und ihre Nase ward zur Freude des „Bochers" sichtbar länger und still grämlich sagte sie vor sich hin: „Mit der hat der Satan sein Spiel!"

Unter solchen Selbstquälereien konnte Madame Pessel Töpperin doch keine Freude und kein Wohlgefallen an der Entwicklung des Verhältnisses ihres Ephraim zu Golde Marcuse haben? Schon von dem ersten Augenblicke an, wo sie zu ihrem größten Schrecken der Liebe der jungen Leute auf die Spur kam, nahm sie ihren Ephraim ins Examen und las ihm die „Leviten."

„Willst du dich wegwerfen an die grüne Gurke da drüben? Junge! ich sag's dir! Bist auf der Welt,

um zu liebeln? Chammer (Esel), lernen mußt du — punctum!“

So sprach sie, die feine Madame Pessel, zu ihrem Ephraim und sie verschmähte es auch nicht, ihrem Hasse zu Liebe Thatsachen zu verdrehen und die rosige Golde eine grüne Gurke zu schimpfen.

Ephraim bebte, wenn Mutter Pessel solche Reden führte, an Händen und Füßen, er war wüthend, Golde so gehässig in den Staub gezogen zu sehen, und dazu noch von seiner eigenen Mutter! Was konnte der arme Bursche aber thun? Er mußte den Schmerz verbeißen. So ging es täglich. Jede neue Sonne brachte neue Vorwürfe über sein Haupt und doch führte ihn jeder neue Mond seiner Golde in die Arme. Die düstere Lampe im Doctorhof, die grad' so viel Oel hatte als Madame Pessel Herz, war die einzige Zeugin der Geständnisse des jungen Pärchens. Phrasen flossen keine über die Lippen des jüdischen Romeo und der jüdischen Julia, die wie ein Paar Engel des Friedens zwischen Madame Esther — Capulet — und Madame Pessele — Montechi — standen. Und so mag sich der Leser selbst denken, was sie sich zu sagen hatten. Wer die asketische Strenge eines orthodox jüdischen Hauses kennt, wird die Unbeholfenheit der jungen Liebenden in ihrer Lage begreifen.

Von Entführungsgeschichten war die Phantasie Ephraim's und Golde's — Dank ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der neueren und älteren Romanliteratur — gänzlich rein. Ephraim las wenig deutsche Bücher, denn Mutter Pessel sagte immer: „Tragt nichts

ein, lassen wir's sein!“ Die schöne Golde hatte sich in ihrer deutschen Lectüre auch nicht über die „Leiden der Ottenburgischen Familie“ von Kotzebue hinaus verstiegen. Der Instinct aber hat bei solchen Unternehmungen wenig oder gar keinen Antheil, und so dachte also keines von Beiden an ein „Durchgehen“. —

Die Zumeistbekümmerte war und bieb also immer die „Gräfin Dalles“. Der Gedanke, wie sie ihre Golde und den Neffen Ephraim „zusammenbringen“ könnte, beschäftigte sie unaufhörlich. Mit dem Herzleid einer wahren Mutter bemerkte sie das stille Leid der Tochter, sie fürchtete, wenn dies noch lange so bleibe, die Rosen auf den Wangen Golde's bleichen sehen zu müssen, und daß es so nicht bleiben konnte, das stand bei ihr fest. Madame Pesseles jüngste Gesinnungen über das Verhältniß ihres Sohnes zu Golde, die ihr Perl unter Thränen mitgetheilt, bestärkten Esther noch in dem Entschluß, ein Mittel zu finden, die böse Schwägerin in Betreff ihrer Absichten auf Ephraim zu zähmen. Wie aber?

Werden, wenn einmal das Bischen Mutterliebe in Pessel wirklich die Oberhand bekommen sollte, nicht gleich ihr Geiz, ihre Geldgier das Veto gegen einen Bund mit Golde einlegen? Wird sie ihren Ephraim hergeben, wenn Golde keinen Dreier Mitgift hat? Nein! So bewältigen läßt sich ein Herz wie Pessele's nicht, und wenn alle Engel vom Himmel kommen sollten, um als Bräutigamwerber aufzutreten.

Und doch gab Esther die Sache nicht auf. „Der

im Himmel wird schon helfen", tröstete sie die oft an dem Enderfolg zweifelnde Perl.

Vor allem wurde Perl gebeten, jeden ferneren Streit mit Schwägerin Pessele zu unterlassen, alles über sich ergehen zu lassen, und sich lieber das „Maul zuzubinden," als Gegenrede zu stehen. Indeß wollte Madame Esther schon den Plan noch finden, der über alle Schwierigkeit hinweghelfen könnte.

Viertes Capitel.

Neue Flausen.

Es verging einige Zeit, und es hatte weiter wirklich im Doctorhofe kein neuer Kampf durch die Thürklappe zwischen der Madame Pessel Töpperin und der Köchin Perl stattgefunden.

Von dritter und vierter Seite waren indeß Anstalten getroffen, Madame Pessel's Gesinnungen zu sondiren. Die Erfolge der Sondirungen waren nicht aufmunternd. Die böse Schwägerin wollte von Nichts wissen. „Lieber," sagte sie „laß ich meinen Ephraim einen „Bal-Milchome" (Soldat) werden." Das war viel gesagt, denn das Militär war im Ghetto kein beliebter Stand und man ließ freiwillig einen Sohn „Bal-Milchome" erst dann werden, wenn er gar nichts taugte, wenn, wie man im Ghetto zu sagen pflegte, „schon gar keine Broche (Segen) an ihm war."

Das war Alles, was zur Zeit Madame Pessel

Töpperin kurz allen Vermittlern entgegnete.“ „Nun denn, wenn nichts hilft, so muß die Gräfin Dalles dran,“ sagte Esther eines Tages mit einer Miene, in der alle ihre Entschlossenheit und all’ ihr Unternehmungsgeist zu liegen schien.

„Jetzt mußt du deinem Titel „Gräfin Dalles“ Ehre machen, Esther, jetzt muß die Ungläubigste unter Allen, muß Schwägerin Pessel auch dran —“ sagte sie zu sich.

So lautete der noch etwas unfertige Gedanke Esthers, wie er eines Tages gewappnet aus ihrem Haupte gesprungen war. Eine Zeitlang haben die Flunkereien Esthers der Sorge für das Kindeswohl weichen müssen. Erst jetzt griff Esther von Neuem zu den Waffen.

Ich darf Euch den Plan nicht verrathen. Für jetzt wissen ihn nur Esther, Golde, Ephraim und ich. Genug, es gilt die böse Schwägerin auf jede Weise zu überlisten und ihrem Geiz einen Possen zu spielen.

Vorerst wurden mit einemmal alle Schleusen des Flausenmachens wieder geöffnet. Gelegenheit war sehr bald da.

Das kleine Micherl wurde 13 Jahre alt und sollte also confirmirt werden. Das bevorstehende Confirmationsfest als recht großartig auszuposaunen, war Esthers erstes Bestreben.

„Die Welt wird erstaunen, was sich bei Micherls Barmizwe (Confirmation) thun wird,“ — erzählte man sich bald darauf in der Judenstadt überall. Der Lotterie-Collectant Hirsch Münchhausen war von Esther durch

einiges Geld und viel gute Worte gewonnen worden, die Einladungsbillets auszutragen; er konnte sie, wie er wenigstens öffentlich zu erkennen gab, vor Masse gar nicht tragen; abgegeben wurden natürlich nur die wenigsten. Was liegt Hirsch Münchhausen daran? für Geld und gute Worte flunkert auch er.

Was da für große Augen gemacht worden sein mögen! „Vierhundert Einladungen bei einer Barmizwe." Das war bisher unerhört in der Gemeinde. „Da muß ja alles feine Gebäck der Welt zu wenig sein", hieß es auf einer Seite. „Wo hat sie Platz in ihrem Logis, die Gräfin Dalles?" hieß es auf der andern Seite. — „Wird sich etwas aufführen, wenn Esther in Schul *) geführt wird. Wieder eine Mantille, noch eine Mantille. Man wird die Gassen nicht zu kehren brauchen," spöttelte man auf der dritten. Und so weiter.

Die ganze Judenstadt war vollauf beschäftigt. Auch Micherl er freute sich, daß man so viel Aufhebens von seiner Confirmation mache, er war stolz darauf, daß man dem Tage, an dem auch er als Glied der jüdischen Gemeinde in den religiösen Verband eingeführt werden sollte, mit so viel Neugierde überall entgegensah.

Der „Schabbes" war da. Micherl war im Gallaanzuge, trug zum erstenmal einen Seidenfilzhut aus Reb Feiwel Huter's Laden, schwarzen Rock, schwarze Hose, eine schwarzseidene Cravatte und eine silberne Uhr im Westensäckchen — Alles für Perl's Geld. Die treue

---

*) Synagoge.

Köchin des Hauses Marcuse hatte es sich nicht nehmen lassen, die Confirmationsunkosten zu tragen. Esther nahm es willig an. „Wenn die erste Mutter nicht hat, muß sie von der zweiten Mutter nehmen“ — sagte Madame Esther, und die alte Perl war doch in der That wie eine zweite Mutter im Hause. Ueberdies verband doch Esther mit dem Prunk des Confirmationsfestes ihren separaten höheren Zweck.

Madame Pessel Töpperin war aus Aerger an diesem Festtage schon zeitlich früh aus dem Doctorhofe gegangen. Zwar war Hirsch Münchhausen auch bei ihr mit einer Karte gewesen, aber sie hatte die „Invitirung“ rundweg abgelehnt.

Nach dem Gottesdienst in der Synagoge versammelten sich die Eingeladenen bei Esther Marcuse. Dort lagen auf einem runden Tische auf einigen kleinen Tellern kleine, fein gebackene Zuckerkuchen, auf andern überzuckerte Mandeln, wieder auf andern eingemachte Häringe und „Barches“. Natürlich alles in weit bescheidenerem Maaße, als es die Fama aus dem Doctorhofe schon im Voraus in der ganzen Judenstadt erzählt hatte.

Das kleine Micherl hatte sich wacker gehalten, sagte seine „Drasche“ (Rede) correct und gewandt mit jenem talmudistischen Eifer, der wie Donner und Blitz in die Ohren der Umstehenden einschlägt. Er zog sich mit Gelehrsamkeit und scharfem Denken aus all den Spitzfindigkeiten, in die ihn, um seine talmudistische Stärke zu erproben, ältere Gelehrte der Judenstadt verstrickten, heraus und umging die befestigte Stellung,

die ältere Talmudisten ihm gegenüber genommen, sehr gewandt. Wo er einmal nicht weiter konnte, da war jedesmal Madame Pessels Ephraim hilfreich rasch bei der Hand und führte Micherl zum Sieg. Kurz man war außergewöhnlich zufrieden. Als er triumphirend geendet, empfing Esther die hundertfach variirten Wünsche der Versammelten. „Gut Glück!“ „Hundert Jahr sollen sie ihn hören und haben.“ „Bei ihren Enkeln in Freuden“ — u. s. w. schallte es von allen Seiten in die Ohren der überseligen Madame Esther Marcuse.

Mit demselben Eifer und derselben Gründlichkeit, mit der die Anwesenden bisher die vom Confirmanten gehaltene Rede verfolgten, machten sie sich sodann über die Zuckerkuchen, die Häringe und die überzuckerten Mandeln her. Allgemeines Kauen; große Stille herrscht in dem früher von so wirrem Durcheinanderreden erfüllten Saal, an die Stelle der Bewegung der Gemüther ist die Bewegung der Mundwerke getreten, hie und da hörte man das Knacken eines ehrwürdigen Zahnes, der der Härte irgend einer unbarmherzigen Mandel zu unterliegen droht, denn die Gräfin Dalles nahm's nicht so genau und hüllte die entstehenden bedeutenden Tellerlücken ab und zu mit vielen den wirklichen Zuckermandeln täuschend ähnlich gemachten, mit Mehl gepuderten Zwetschenkernen aus, die sich, so lange sie auf dem Teller lagen, eben so gut und schön ausnahmen, wie die wirklichen überzuckerten Mandeln. Am meisten wird von diesem Streich der Gräfin Dalles Reb Mordche Fresser zu erzählen haben,

denn Er, der ewig unvermeidliche Festesser der Judenstadt, der sich bei allen Hochzeiten, Beschneidungen und Confirmationsfesten der Gemeinde selbst einladet, Er, der echte jüdische Fest-Zweckesser der Gemeinde, der nicht nur sich gütlich thut, sondern auch noch immer drei große Taschen voll Bäckereien mit sich aus dem Hause herausträgt, Er, der ruchlose Kuchenräuber, der plötzlich alle Teller der Wüste gleich macht, hat auch heute einige Taschen solcher Pseudozuckermandeln der Estherischen Fabrication voll und geht nach Hause, um seine vermeintlichen Kostbarkeiten aufzuzehren. Wir wollen den Jammer seiner Enttäuschung, wenn ihm die Zähne unter der Verstocktheit der Pseudozuckermandeln krachen werden, nicht beiwohnen, nicht den Zornausbrüchen des grimmigen Mandel Fresser lauschen und kehren zu unserer Geschichte zurück.

Mit nicht geringem Staunen hatte man die Anwesenheit Ephraims bei der Confirmation wahrgenommen. Madame Pessel war, als Sie von dem Triumph hörte, den Esthers Micherl, und noch dazu unter ihres Sohnes Beistand gefeiert, nicht wenig erbost, zumeist über Ephraim, den sie zwar zur Confirmation geschickt, aber aus ganz entgegengesetzten Absichten: Ephraim sollte nämlich, wenn es ihren Intentionen nach ginge, den Ruin von Micherls gut studirter Confirmationsrede herbeiführen, er sollte mit Hilfe seiner talmudischen Ueberlegenheit vernichtende Blitze in die Schlüsse Micherls schleudern und so das ganze schöne stolze Gebäude von Micherls Talmudwissenschaft an allen Ecken in Brand stecken. Das begehrte Madame Pessele von

ihrem Sohne und daß er dessen fähig, das war sie verblendet genug, im Bewußtsein ihrer mütterlichen Autorität zu glauben und ihrem Ephraim zuzutrauen! Wie er das Gegentheil that, haben wir gehört. Innerhalb der Mauern Madame Pessele's gab es nun natürlich in Folge des Vorgefallenen eine Scene. Ephraim hielt sich wacker. War es ja ein erster Schritt zu seinem und Goldes Glück! Denn als Esther Tags darauf in der Golde-Ephraimsfrage wiederum von dritter Seite bei Schwägerin Pessele anklopfen ließ, fand man diese wundersam gefügiger. Sie schlug mit einemmal nicht mehr rund ab, wie früher, schützte Ueberlegung vor und rief den Unterhändlern beim Weggehen zu: „Hoffnung macht's Euch noch keine," was aus ihrem Munde so viel hieß, als: „Ihr könnt Hoffnung haben, aber ich will sie Euch nicht machen."

Die Ehre, die der kleine Micherl und Ephraim bei der Confirmation einernteten, stachelte Madame Pesseles Muttereitelkeit. Der kleinste äußerliche Erfolg ging ihr über alle Errungenschaften stiller Bemühungen und Kämpfe. Ephraim selbst ließ sie nicht ruhen oder vielmehr nicht „leben", wie Madame zu sagen pflegte, und setzte täglich ihrem Starrsinn hart zu, um ihn nach und nach vielleicht doch zum Bruche zu bringen. Nun, ihr Haß gegen Esther fing zwar nicht zu weichen an, aber er ward für die Herzensangelegenheit ihres Sohnes nach und nach von geringerem Gewichte. Auch brachten die großen „Flausen," welche die „Gräfin Dalles" vor der Confirmation und nun wieder auch nach der Confirmation im größten Maßstabe im ganzen

großen Ghetto machte, Schwägerin Pessele's Traditionen über den Vermögensstand der Schwägerin Marcuse ganz aus Rand und Band. Sie fing an nachzusinnen lange über die allenfallsige Möglichkeit des Nochvorhandenseins von Reichthum bei Esther und redete sich nun, durch den guten Glauben der Judenstadt irre gemacht, täglich mehr Wahrscheinlichkeiten für jenen Fall ein. Ephraim bestärkte sie geschickt in ihren neuen Combinationen.

Von ihrem Geldgeiz gestachelt, kam Madame Pessel auch noch endlich auf die Idee, wie es denn wäre, wenn man einlenken wollte. Aber wie? war die Frage. Ihrem Haß wollte sie dabei nichts vergeben, ihre Geldgier und ihre große Eitelkeit, die sie ungern eine reiche Partie für ihren Ephraim verlieren ließen — und reich, bildete sie sich in schwachen Augenblicken ein, könnte Golde dennoch sein, — wolle sie auch nicht herauskehren, und so stand sie mit ihrem Entschlusse zwischen zwei Feuern. Zu wiederholtenmalen ging sie in Gedanken alle Für und Wider in Bezug auf die financiellen Verhältnisse der Marcuse durch und kam endlich standhaft zu folgendem Schlußresultate: „Und sie ist doch eine Dallesnikin, die schöne Schwägerin Esther. Sie hat doch keinen „Dreier", ihr Leben zu „erretten", und kann auch keinen haben; wo soll sie für Golde „Nedan" (Mitgift) hernehmen? Borgen thut ihr die ganze Gemeinde nicht einen Pfifferling, in die Lotterie setzt Sie nie, kann also ein Terno auch nicht „gemacht" haben, finden thut man heutzutage das Geld auch nicht mehr — wie soll also Esther für ihre Tochter die

Aussteuer herbeischaffen? — Sie bildet sich doch nicht ein, ich werde ihr meinen Ephraimleben umsonst geben, wie man die Hand umdreht?" — Das waren richtige Voraussetzungen, die Madame Pessele Töpperin hatte, und auf Grund solcher baute sie ihre nächsten Entschlüsse zur Reife aus. Um den Stein des Anstosses von ihrem Eigenwillen, der gegen die Heirath ist, herab und auf fremde anderseitige, außerhalb ihres Hasses liegende Ursachen zu wälzen, wollte Sie von nun an für's Erste Anträge der Schwägerin nicht mehr rundweg abweisen, sondern denen gegenüber mit festen Ansprüchen und Forderungen der werbenden Partei gegenüber, auftreten. Sie beabsichtigte so, sich vorerst als nicht absolut abgeneigt zu zeigen, in jeder Hinsicht ihren guten Willen glänzen zu lassen, und ihre Mutterliebe wenigstens dem Anscheine nach reinzuwaschen. Zugleich war sie aber so fest überzeugt, daß Vermögensansprüchen gegenüber die Unterhandlungen mit Esther sich allsogleich wieder zerschlagen müßten und konnte somit der leidigen Sache ein für allemal den Lebensfaden abschneiden.

Gleich des anderen Tages wurden die Heirathsvermittler der Madame Esther Marcuse gnädiger empfangen. Madame Pessel Töpperin ist sehr gut aufgelegt und der Geist einer halben Bejahung schwebt über Allem, was sie heute spricht.

„Wissen Sie, Herr Goldstein (so heißt einer der Agenten der Madame Esther), es geht mir noch nicht recht zusammen. Grad heraus gesagt, die Kalle (Braut) wär mir schon recht, aber die Zugabe, meine Schwä-

gerin, leben soll sie, — dies „leben soll sie," war natürlich ironisch gemeint und der Leser muß diesen Wunsch der Madame Pessel Töpperin nicht für aufrichtig halten — will mir nit gefallen. Sie verstehen schon, Herr Goldsteinleben, was ich meine."

Herr Goldstein versteht zwar nichts, aber er thut doch so, als ob er verstände, und aufs Gerathewohl beginnt er seine Rede:

„Sein Sie stark und gesund" — da fällt ihm Madame Pessele rasch ins Wort:

„Sein Sie auch stark und gesund. Ich will ein Auge zudrücken. Meine Schwägerin nimmt er sich ja nicht, mein Ephraim, er nimmt sich ihre Golde. Aber Nedan? Nedan? Nedan? (Mitgift) — die Frage wird jedesmal von Madame Pessele mit immer wachsendem Nachdruck wiederholt. „Wenigstens muß das Mädchen 200 Gulden haben."

Madame Pessel sieht Herrn Goldstein scharf in's Gesicht, sie hätte was dafür gegeben, wenn er Sie laut ihrer Forderung, so unbedeutend sie auch war, ausgelacht und für wahnsinnig gehalten hätte.

Herr Goldstein aber ist sehr gefaßt und ruhig erlaubt er sich die bescheidene Anfrage: „Schein, Madame Pessselleben, ist wahr? 200 fl. Schein versteht sich?"

„Nun, Herr Goldstein, meinetwegen 200 fl. Schein, weil Sie's sind, Herr Goldstein", sagt sie und hebt die Sitzung auf. —

„Nun, das ist ein Spottgeld für so ein Jüngelchen, wie Ephraim eines ist", dachte Herr Goldstein, als er ging, aber was wird Madame Esther sagen?

Da es gleich nebenan ist, so könnt ihr, liebe Leser, gleich erfahren, was Esther zu dieser „Post“ meinte, als Herr Goldstein ihr sie zu bringen kam.

Was sie meinte? — „Hand d'rauf, Herr Goldstein! Um zwei Hundert Gulden Schein ist mir meine Golde nicht feil. Ich geb' ihr 400 fl. nach. Sagen Sie das meiner Schwägerin“, war das Erste, was aus ihrem Munde kam.

Herr Goldstein stutzte, er traute seinen Ohren nicht, er wagte es gar nicht, zu glauben, denn, offen gestanden, gehörte er auch jener Classe von Ghettobewohnern an, für die Esther die „Gräfin Dalles“ war. Vor Schreck stotterte er:

„Gräfin Dall — — Madame Estherleben, ist das ihr Ernst.“

Esther lachte über den Irrthum des Agenten und ihn bei der Hand nehmend, sagte sie mit Ueberlegenheit und Ironie: „Jawohl, voller Ernst. Voller Ernst! Nun, was sagt ihr jetzt zu der Gräfin Dalles?“

Anderen Tags redete man im Doctorhof, in der goldenen Gass', unter der „Schupp“, auf dem Tandelmarkt und an anderen dem Gespräch über öffentliche und private Angelegenheiten geweihten Orten des Ghettos von nichts anderem, als von der gewichtigen Neuigkeit, daß die Gräfin Dalles ihrer Golde 400 Gulden Schein „nachgebe“. Herr Goldstein war der rechte Mann, das unter die Leute zu bringen, Madame Esther wußte schon, warum sie sich gerade diesen Mann ausgesucht. Vierhundert Gulden! Das war sehr, sehr viel!

Da gab es nun hin und her zu rathen. „Haben wir's nicht immer gesagt, Esther Marcuse hat Maxen?" sagten nun die, welche seit jeher für Madame Esthers Reichthum eingestanden. Andere wieder beharrten bei ihrem Unglauben und spöttelten: „400 fl. gibt sie, die Gräfin Dalles? Wann zahlbar? Zum letzten Pilsner Markt?" Das Rechte in der Geschichte wußten doch nur Ephraim und Esther.

Ephraim hatte sich in einer längeren Unterredung Esther ganz in die Hände gegeben. Was lag ihm am Wie und Wodurch? Sein innigstes, heißestes Verlangen ging nach Golde, und die sollte er auf dem von Tante Esther eingeschlagenen Wege bekommen.

Erstaunt — und in welchem Maße! — war selbstverständlich auch Madame Pessele. Sie hatte sich an der Stuhllene zu halten, um nicht umzusinken, als Sie von Herrn Goldstein das Jawort entgegennahm. Sie hatte absichtlich das Maximum an „Nedan" von Esther gefordert, den größten Maßstab an deren Vermögen gelegt, um desto sicherer ein für allemal, sobald Esther die Unmöglichkeit geben zu können eingesteht, die Angelegenheit abbrechen zu können. Und jetzt stand sie getäuscht da. Esther hatte freiwillig sogar das Doppelte von dem, was sie verlangt, zugesagt!

„Vierhundert Gulden gibt sie, die goldige Schwägerin?" — fing sie, nachdem sie sich erholt, zu reden an, „der muß der Malach (Engel) etwas geworfen haben, oder" — und hier brach sie ab und behielt das Uebrige ihrer Meinung für sich. Wir wollen ihr auch

den uns vorenthaltenen Gedanken lassen, umsomehr er gewiß nicht das Richtige traf. —

Einige Tage darauf empfahlen sich die beiden jungen Leutchen, Golde Marcuse und Ephraim Töpper, dem ganzen Ghetto als Verlobte.

Fünftes Capitel.

Ueberlistet.

Zwischen Madame Esther und Madame Pessele war es indessen noch immer zu keiner Versöhnung gekommen. Bei den Marcuseschen ging es zur Zeit dieses Verlobungsereignisses sehr jubelvoll zu.

Perl, die alte treue Perl sprang und tanzte vor Freude. Sie wußte zwar auch nicht, wo Esther die 400 fl. hernehmen werde, aber auf Esther, das wußte sie, könne man sich verlassen; was sie sagt, ist wie gedruckt. Sie machte sich nicht viel Kopfzerbrechens.

In die größte Spannung versetzt, durch das unvorhergesehene Ereigniß überrascht, taumelte Madame Pessele Töpperin und mit ihr ein schöner Theil der Judenstadt, in fortgesetzten Phantasien über das Kommende, als bald darauf eines Tages durch den Doctorhof und in naturgemäßer Fortpflanzung weiter über ihn hinaus die Nachricht lief — Madame Esther Marcuse habe ihr Testament gemacht.

„Krank war Esther Marcuse nicht, eine Reise nach Amerika oder Jerusalem hatte sie auch nicht vor, warum

machte sie also plötzlich ihr Testament?" — So frugen sich jene, die in Esther noch die Begüterte sahen. „Wozu macht man ein Testament, wenn man den Dalles hat?" So frug jener Theil der jüdischen Gesellschaft, für die Esther die Gräfin Dalles war.

Denkt Euch, die langen, langen Nasen, die nur immer noch länger wurden, als man Näheres erfuhr, als man gar noch von den großen Legaten, von denen im Testament die Rede sein sollte, hörte.

„Dr. Altschul war ja dabei", hieß es. Und Dr. Altschul war ein hochbeglaubigter Mann.

Auch Madame Pessel laborirte bei dieser Nachricht an Aerger und Zweifel, wenn sie aber von den runden Nullen hörte, die für ihren Ephraim im Testament stehen sollen, und wenn sie sich ihn gar als Universalerben Esther Marcuse's, als welchen man ihn ausgab, vorstellte, dann spielten ihr all' diese Zahlen so zauberhaft schön vor, daß sie hätte tanzen und springen und — denkt Euch das Unmöglichste — sogar Esther hätte küssen können! Ja, die Macht des Geldes! — —

Drei Monate, nachdem Madame Esther ihr Testament gemacht, bereitete man die Vermählung des Fräulein Golde Marcuse mit Herrn Ephraim Töpper vor. Die Erlaubniß zur Heirath war sehr schnell beschafft, nicht ohne Ausdauer und Zähigkeit Esthers, die die Angelegenheit mit Eifer und großem Aufwand von Fleiß betrieb, so daß man der Schnelligkeit, mit der man die jungen Leute verheirathen wollte, allerhand unreine Motive unterlegte.

Was Wunder, daß der Tag der Vermählung viele

Neugierige herbeilockte. Madame Esther wollte zwar nur eine „kleine Chassene (Hochzeit)" machen, d. h. eine Hochzeit ohne den Prunk und Glanz, der sich an den Namen der „Gräfin Dalles" hing, aber die alte Perl ließ es sich nicht nehmen, anstatt des „Nedan", für ihre schöne Golde eine schöne große Hochzeit herzustellen.

Der Sonnabend zunächst der Osterwoche, für den die Hochzeit Golde's und Ephraim's angesetzt worden, war da. In Madame Esthers Hause war emsig gekocht, gesotten und gebraten worden. Geladen war die halbe Judenstadt, alle Vetter und Muhmen, oder was sonst durch Bande des Blutes oder der Freundschaft an die Familien Marcuse und Töpper geknüpft war. Bei Gelegenheit einer guten Hochzeit hat man ohnedies in der Judenstadt gleich ein Schock Freunde mehr. Beim „Wünschen", dem ersten Act eines jüdischen Hochzeitsfestes, kommen mit einem Male Freundschaften zum Vorschein, die bis auf erloschene oder gar nie bestandene Familienlinien zurückgeführt werden. An jenem Sonnabend war Groß und Klein im Doctorhof sehr aufgeräumt. Vormittag kamen die Alten, die verheiratheten Freunde und Bekannten der beiden Häuser Marcuse und Töpper, das war ein Händeschütteln, Gratuliren, Einanderanlächeln, Küssen ohne Ende.

„Bei ihrem Micherl in Freuden!" wünschte man hier immer und wieder der Madame Esther Marcuse — dort sagte man wieder zu Madame Pessel Töpperin: „Bei ihren Enkelich sollen sie Simches (Freudenfeste) erleben." So wünschte man allen Angehörigen der

beiden Häuser, ich glaube sogar, sie verschonten die alte Perl nicht mit dem Wunsche, sie in diesem Leben noch heirathen zu sehen. Nachmittag kamen dann die Jungen. So ein solennes Wünschen ist der Tummelplatz der ganzen Gemeindejugend. Man macht hübschen Damen die Cour, tänzelt, versteigt sich bis in das Reich des Cotillons und wer nicht tanzen will und kann, ißt „Zuckerbarches", Obst und Conditoreiwaren und trinkt Wein oder Liqueur.

Sonntag Morgen um 12 Uhr war dann das „Bedecken". Der Rabbiner erschien an der Seite der beiden „Unterführer (Bräutigamführer) und hüllte das Haupt der Braut, deren Haar bereits unter der Scheere gefallen, in das goldbortige „Decktuch". Dabei ging es, wie es der weihevolle Act mit sich bringt, in etwas wunderlicher Stimmung zu; die schöne Golde nahm auf rührende Weise von den sie umstehenden Gespielen ihrer Jugend Abschied. Dann weinte sie am Halse der Mutter, aus deren Haus sie jetzt scheiden muß, um einen eigenen Herd zu gründen. Dabei singt man ihr das Lied vor, das da beginnt:

„Zu weinen hör' Du auf,
Du machst einen guten Kauf" u. s. w. u. s. w.

Dann wird der Bräutigan eingelassen und das Ganze endet mit einer allgemein werdenden Verspeisung von „Schleimsuppen".

Die warme Temperatur, die jetzt über alle Gemüther kam, verfehlte auch auf die harte Kruste Pessel Töpper den vielseitig gewünschten Eindruck nicht. In einiger Entfernung stand Esther, des bei Schwägerin

Pessel nöthigen Wärmegrades schon lange harrend. Noch einige Augenblicke — und die beiden Schwägerinnen lagen sich in den Armen. Vergessen und Vergeben! Nachdem nun die Unterführer das „Bedecken" (Ueberwerfen des Decktuches über den Kopf der Braut; symbolisch, da eine verheirathete Frau Hauben tragen muß, welche das Haar vollständig verbergen) vorgenommen, indem sie das sehr reiche Haar der schönen Golde, dessen Locken, wie wir bereits erzählt, der Censurscheere fallen mußten, mit einem Tuch umhüllten, begann die Trauung und damit war das Ceremonielle der Hochzeit zu Ende, und es kam nun der profanere Theil derselben an die Reihe, jener Theil, den Madame Pessel Töpperin gar nicht erwarten konnte.

Jetzt zogen sich die beiden Schwägerinnen Esther und Pessel, die schöne Golde und Ephraim und die alte Perl beiseit und gingen in's anstoßende Zimmer. Es war die Zeit, wo der zugesagte „Nedan" erstattet und versichert werden mußte.

Also endlich der Augenblick, den Madame Pessel so sehnsuchtsvoll erwartete. Sie war in einer höchst gemischten Stimmung, wie sie die Natur der Vorgänge mit sich brachte. Ein jahrelanger Irrthum, in dem sie befangen, sollte heute aufgedeckt werden, das Geld Esthers, an dem sie so lange gezweifelt, blank auf den Tisch gelegt werden. Die Vision des Geldes machte ihr Vergnügen, aber die Last der Schuld, die sie durch jahrelange Feindseligkeiten gegen das Haus Marcuse gehäuft, drückte jenes Vergnügen nieder. Als Madame Pessel in das Zimmer eintrat, nahm sie sich vor „char-

mant" zu sein wie nie früher. Auf ihrem Gesichte malten sich Spannung, Ernst und Feierlichkeit. Was sie am meisten interessirte, suchte sie gerade zu verbergen, aber nicht so geschickt, als daß man nicht doch hätte bemerken können, wie ihre Augen die Speciesthaler suchten, die für ihren Sohn als Heirathsgut nun aufgezählt werden sollten. Auch muß sie im Geiste schon Vorübungen zum Fußfall, den sie Verzeihung erbittend vor ihrer Schwägerin Esther werde thun müssen, gemacht haben; mindestens that sie in ihrer Zerstreuung sehr auffallende Kniebewegungen. Auch bei Ephraim und den übrigen Contrahenten stellten sich gemischte Stimmungen ein. Ephraims Blick schien zu fragen: Was wird der nächste Augenblick bringen? Die Unsicherheit des Erfolges quälte ihn. Es lag etwas von Furcht und Zagen in seinen Mienen, als ob ihm der glückliche Ausgang des Experimentes seiner Schwiegermutter noch nicht gewiß genug schien. Wie ganz anders, abstechend von der herrschenden Unsicherheit, nahm sich die Gräfin Dalles aus!

Mit edler Ruhe und offenem Wesen stand Esther vor dem bereiteten kleinen Tischchen. Sie nahm einen Geldsack von beträchtlicher Schwere aus einem in dem Zimmer stehenden alten Holzschrank und setzte ihn auf das Tischchen. Wie heißgierig jetzt Madame Pessel's Augen auf den schweren Sack fielen! Madame Esther löste nun ruhig all' die Stricke ab, mit dem der Geldsack vielfach umwickelt war. Die größte Stille herrschte im Zimmer.

Als die ersten Münzen des Sackes in Sicht waren,

konnte man auf dem Gesichte der Madame Pessel Töpperin eine bedeutende Veränderung wahrnehmen — denn es waren Kupferstücke, die anstatt der erwarteten Speziesthaler aus dem Sacke zum Vorschein kamen. „Kupfer? Meinetwegen Kupfer," sagte sie in aller Stille zu sich. Es konnte ihr auch ja gleichgiltig sein, die 400 fl. in Kupfer aufgezählt zu bekommen. Und so nahm Madame Pessels Gesicht gleich wieder bessere Farben an. Esther begann indeß die Münzen herauszunehmen, zu zählen und auf das Tischchen zu legen. Es waren kupferne Zweigroschenstücke, wie sie noch vor dreißig Jahren in österreichischen Ländern im Umlauf waren. Esther zählte eins, zwei, drei, vier u. s. w. Je zwanzig sammelte sie zu einem Häuflein. Bald lagen 39 Häuflein solcher Zweigroschenstücke auf dem Tische, mit dem vierzigsten war der Sack leer. Lange Pause. —

„Sind das 400 fl., Schwägerinleben?" unterbrach endlich Madame Pessel, welche eifrig in Gedanken mitgezählt, die schwüle Stille und heftete erwartungsvoll ihre Augen an Esthers Lippen.

„Gewiß, Schwägerinleben," antwortete standhaft Esther: „Seht her, das sind vierzig Häufchen, gutgezählt; jedes Häufchen macht zehn Gulden, macht zusammen 400 fl. —

„Aber Schwägerinleben, Sie sein sich toe" (sie irren sich) — begann eifrig Madame Pessele wieder. „Das sind ja nicht 400 fl., das sind achzig Gulden." —

„Warum sind es aber nur 80 fl. Schwägerinleben?" nahm Esther das Wort, „weil unser schöner

Kaiser Franz hat gemacht aus 400 fl. achtzig Gulden. Also sind es vierhundert Gulden gewesen. Daß es heute nur achtzig Gulden sind, kann ich dafür, Schwägerinleben? Kann ich dafür, daß es weniger geworden? Das müßt Ihr mit dem Kaiser Franz ausmachen, weil er hat gemacht Bankrott." — — —

Jetzt war es heraus!

Die Zweigroschenstücke, die auf dem Tische lagen, hatten in der That auf der einen Seite ihren Werth von 30 kr., den sie in österreichischen Landen vor Herabsetzung des Geldwerthes durch den Staatsbankrott hatten, verzeichnet; auf der andern Seite stand das verzeichnet, was sie nun werth waren — sechs Kreuzer. Madame Esther nahm sie für ihren Zweck zum alten Werth und zählte sie auf, das Stück zu 30 kr.

Pessel Töpperin stand wie versteinert. Alle diese Kupferstücke schienen ihr einen spöttischen Reigen vor den Augen vorzutanzen und jedes Zweigroschenstück schien sie so anzusehen, als wollte es sagen: „Pessel, Pessel, wie hast Du Dich foppen lassen!" — —

Esther aber nahm ihren Schwiegersohn bei der einen, ihre Tochter bei der andern Hand und sprach zu Pessel mit Sanftmuth und mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Schwägerin, Seid gut! Ich hab's den Kindern da zu Lieb gethan. Frag' Deinen Ephraim, er hat von der Petite (Täuschung) gewußt. Wenn ich sie aber nicht verübt hätte, hätten sich die goldenen Kinder heut' nicht gekriegt, und vielleicht ihr Lebelang nicht."

Dabei streckte sie ihre Rechte der Madame Pessel

liebevoll entgegen. In dieser war jetzt ein eigenthümlicher Kampf rege. Sie fühlte sich beschämt, überwunden, und die tiefe Liebe Esthers zu den Kindern erkennend, mußte sie ihren Haß, ihre ganze Vergangenheit im Stillen selber richten. Gerührt brach sie in Thränen aus und umarmte ihre Schwägerin.

„Seht“, sprach Esther, „diese 80 fl. hab' ich mir in sechs Jahren erspart, um, wenn Der im Himmel einmal mich zu sich nimmt, mir bei meinem Begräbniß einen feinen Paradewagen mit vier vorgespannten Pferden spendiren zu können. Jetzt geb' ich sie gern hin, um mit dem jungen Volk Parade machen zu können. Nun Schwägerin, hat die „Gräfin Dalles“ recht? Gräfin bin ich keine, aber Königin bin ich und Du bist auch eine Königin, Pesselleben, weil wir solche liebe, zuckrige Kinder haben!“

Esther hatte ihre Leidenschaft geopfert um ihrer Liebe zu den Kindern willen.

Lustig und unter wechselseitiger Umarmung kehrte man in den Hochzeitssaal zurück und setzte sich zu den Freunden des winkenden, reichbesetzten Tisches. Da ging es nun jubelnd zu. Freude strahlte aus allen Gesichtern; gingen doch die Nächsten mit gutem Beispiele voran.

An den Geniestreich der „Gräfin Dalles“ und die beseligenden Früchte des Staatsbankrottes, der zwei liebende Menschen glücklich gemacht, dachte, die Eingeweihten ausgenommen, Keiner aus der Gesellschaft, die auch zu sehr mit Gansbrust und Rosinentorten beschäftigt war, um auch nur ahnen zu können, wie sehr

all' diese Kostbarkeiten des Tisches noch vor einer Stunde auf dem Spiele gestanden. Als nun gar der überglückliche Ephraim im Vollgefühle seiner Seligkeit einen Toast nach dem andern auf das Wohl des Kaisers Franz ausbrachte, hatte man das, da dergleichen Toaste bei jüdischen Hochzeitsfesten nicht ausgebracht zu werden pflegten, staunend mitangehört und ohne sich eines Bessern zu besinnen, den Ephraim'schen „Toast" auf Rechnung seiner weinseligen, umflorten Hochzeitsstimmung gesetzt.

Nur das kleine Micherl erfuhr den Kern der Sache, und, die Stirn seiner Mutter küssend, sagte er schelmisch zu ihr:

„Siehst Du, Mutterleben, ich hab's immer gesagt, Du hast doch den Dalles!"

* * *

Zwei Jahre später rollte eines Tages in der Osterwoche durch's Neuthor der jüdische Parade-Leichenwagen, gezogen von vier in schwarze Decken gehüllten Pferden. Eine zahlreiche Menschenmenge geleitete den Conduct.

Madame Esther Marcuse oder die „Gräfin Dalles" ward zu ihren Vätern eingethan, nachdem ihr wenige Wochen früher ihre Schwägerin Madame Pessel Töpperin vorausgegangen war. Herr Ephraim und sein Weib Golde haben jene denkwürdigen 80 fl., die vor 2 Jahren ihr Glück begründeten, nicht angerührt, bis die Zeit herbeikam, wo sie das Geld seinem ursprünglichen Zwecke gemäß verwenden konnten.

Also hatte die Gräfin Dalles den so eifrig ge-

wünschten Paradewagen mit vier Pferden doch erhalten und ihre Leidenschaft ward somit noch nach ihrem Tode von ihren Kindern geachtet.

Kurze Zeit nach dem Tode der Gräfin Dalles fand man, bei Gelegenheit eines Quartierwechsels, das Testament, das, wie wir wissen, im Ghetto einmal so viel von sich reden gemacht und von Esther Marcuse mit zur Dupirung und Irreleitung Madame Pessels und der ganzen Judenstadt gebraucht worden war. Seit Golde's Vermählung fragte Niemand darnach und selbst Madame Pessel Töpperin hatte nie mehr Lust, den Inhalt zu erfahren.

Als die beiden Erben das Document öffneten, lasen sie Folgendes:

„Esther Marcuse, geb. Zadik, vermacht ihren Kindern

Golde
Ephraim
und Micherl
und ihrer treuen Köchin Perl } ihre ewige Liebe.

der bösen Schwägerin Pessele: ihren Dalles.“ — —

Also auch ganz wie Kaiser Franz! Madame Pessel Töpperin konnte leider bei Eröffnung des Testaments von dem Legate Esthers keinen Gebrauch machen. Im „Ganeden“, wo sie wahrscheinlich ruht, mag sie's mit Madame Esther ausmachen, ob es ihr gebührte.

Ob Dr. Altschul bei Abfassung dieses pikanten Testamentes wirklich anwesend gewesen, wie dazumal im Doctorhof ausgesprengt worden, läßt sich jetzt freilich nicht behaupten. Das Band zwischen Golde und Ephraim

war zu fest und innig, als daß jetzt der launige, boshafte Passus im Testamente der weiland „Gräfin Dalles“ in Ephraim hätte Unwillen erregen können. Vielleicht, daß Madame Pessele Töpperin im Grabe sich umdreht und zu neuem Zorn und Haß erwacht, erfährt sie es, was ihr die Schwägerinleben vermacht hat. — — —

Die alte, treue Perl ist aber heute noch im Hause Ephraims — Pardon! Reb Ephraim's muß man jetzt sagen — und der schönen Golde als Köchin einer neuen Generation in gewohnter Weise thätig und Gott ist noch immer mit ihren „Werken.“

Wien. Druck von Carl Fromme.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Kunst Dichter zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung,

die

Kunst der Poesie in Bezug auf Form, Versmaß und Reim

durch Selbstunterricht sich anzueignen.

Mit vielen Musterbeispielen und einem vollständigen Reimlexikon.

Von

Otto Müller.

15 Bogen. 8. Elegant in illustrirtem Umschlag geh.

Preis: $17\frac{1}{2}$ Sgr. = 1 fl. ö. W.

Wir sind überzeugt, auch mit diesem Werkchen den Freunden der Dichtkunst und Denjenigen, die sich zeitweise selbst darin versuchen wollen, eine willkommene Gabe zu bieten; denn es umfaßt so ziemlich Alles, was Jenen als Leitfaden zum besseren Verständniß der klassischen Werke unserer deutschen Dichter dienen, als auch Letzteren den schwierigen Pfad auf die Höhe des Parnasses ebnen soll.

Den den Eingang bildenden Erklärungen des Wesens der Poesie, der Tropen und Figuren schließt sich das Capitel von der Dichterfreiheit (licentia poetica) an, mittelst welcher dem Laien die Mittel an die Hand gegeben werden, den Reichthum des deutschen Sprachschatzes in den meisten schwierigen Fällen dem Bedarf des Augenblicks anzupassen, worauf zu den verschiedenen Versarten übergegangen wird, unter welchen der Nibelungen- oder Knittelvers in seiner edleren, berechtigten Bedeutung, vorzügliche Berücksichtigung findet. — Die Erklärung der verschiedenen Dichtungsarten bildet endlich den Schluß der Lehre von der Poetik in passender Weise.

Was den rein praktischen Theil dieses Werkchens anbelangt, so sind die zahlreichen, den besten deutschen Dichtern entnommenen Musterbeispiele in der Art ausgewählt, daß sie einerseits mit nur geringen Abänderungen den Schein der Originalität gewinnen, anderseits aber das schöpferische Gemüth des Laien auf eine neue Gedankenbahn leiten. Das dem ganzen Werkchen gleichsam die Krone aufsetzende Reimlexikon wird dasselbe besonders den Dilettanten in der Dichtkunst, die ohne Reim sich kaum zwei aufeinander folgende Verse denken können, höchst wünschenswerth gestalten.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.